



Berlin, den 15. Mai 1899.

Meine Trennung von den Nationalsozialen.

Meine Trennung von den Nationalsozialen ist nicht von einem Tage zum anderen erfolgt. Sie hat sich vielmehr in einer langen inneren Entwicklung sehr allmählich vollzogen. Ihre Anfänge liegen schon im Herbst 1897. Ihr erstes öffentliches Anzeichen war die Ablehnung einer nationalsozialen Reichstagskandidatur für die letzten Wahlen. Nach deren Beendigung habe ich mich dann überhaupt von aller Betheiligung an nationalsozialer Agitation zurückgehalten. Meine ganze nationalsoziale Bethätigung beschränkte sich seitdem auf eine sehr scharfe Debatte mit Herrn Geheimrath Sohn im vorigen Herbst, worauf ich noch zu sprechen kommen muß, und auf einige Artikel, die ich bis zu Ende vorigen Jahres für die „Hilfe“ schrieb. In diesem Jahre habe ich dann auch diese beschränkte Mitarbeit eingestellt.

Meine zunehmende Zurückhaltung konnte den nationalsozialen Vereins- und Gefinnungsgeossen nicht länger verborgen bleiben. Und als dann in der „Hilfe“ am sechzehnten April unter den Preßstimmen eine Anzahl zum Theil recht irreführender Mittheilungen über mich aus anderen Zeitungen zusammengestellt wurde, war es einfach nöthig für mich, Klarheit zu schaffen. Das geschah durch eine in der „Hilfe“ vom dreißigsten April veröffentlichte Mittheilung, die nachstehenden Wortlaut hatte:

„Auf mehrfache Anfragen und in Anknüpfung an die in den Preßstimmen unserer Nr. 16 gemachten ungenauen Angaben über den Rücktritt des Herrn Pfarrers Paul Göhre von seiner politischen Thätigkeit stellen wir hiermit, im Einverständnis mit ihm, fest, daß er sich thatsächlich zunächst nur von der Betheiligung an unserer nationalsozialen Politik und der Mitgliedschaft an unserem Verein zurückgezogen hat. Der Anlaß dazu liegt lediglich an der im Laufe der

Zeit zwischen ihm und uns immer stärker gewordenen Verschiedenheit der politischen und sozialen Anschauungen.“

Ich hatte zunächst nicht das Bedürfnis, mehr als Das bekannt werden zu lassen. Nun hat sich aber die Öffentlichkeit doch mehr, als ich erwartete und wünschte, mit dieser Mittheilung der „Hilfe“ beschäftigt. Vor Allem hat sich eine Diskussion zwischen dem Pfarrer Raumann und dem „Vorwärts“ entsponnen, in der es sich, zum Theil in sehr scharfen Worten, um meinen Rücktritt dreht. Dazu ist eine Fülle von Anfragen über die Gründe meines Rücktrittes an mich gelangt —: so hielt ich es für das Beste, diese Gründe hier offen und ehrlich darzulegen. Es wird dabei freilich nicht ohne manches Persönliche abgehen. Doch will ich es so kurz wie möglich und jedenfalls unter Vermeidung alles Klatsches zu thun versuchen. Vor Allem auch sine ira et studio meinen bisherigen nationalsozialen Gesinnungsgegnern gegenüber. Ich hasse alle Renegatenart.

Schon als ich noch Gymnasiast war, war es der Arbeiterstand, dem mein ganzes Interesse und meine ganze Sympathie galt. Als ich mich entschloß, Theologe zu werden, geschah es aus dem ausschließlichen Motive, der Arbeiterbevölkerung — und nur ihr — religiös zu dienen. Die erste Gelegenheit dazu hatte ich in einem Weberdorf der sächsischen Lausitz, wo ich zwei Jahre hindurch Schullehrer eines Pfarrers war. Dann trieb mich die selbe Liebe und Sympathie mit den Arbeitern nach Chemnitz in die Fabrik. Und zwar hatte ich dabei — ich darf jetzt davon reden, nachdem es neulich von anderer Seite in der „Gesellschaft“ erzählt worden ist — nichts Geringeres im Sinne, als mein Leben lang Arbeiter zu werden. Als Arbeiter, der den Tag über in der Fabrik sein Brot verdient, wollte ich den Arbeitern Jesum Christum verkünden. Ich merkte bald, daß Das nicht nur eine sehr schwierige, sondern nicht einmal unbedingt nothwendige Sache sei. Es wäre gewiß die ultima ratio aller religiösen Verkündung unter der sonst nirgendwie mehr religiös zugänglichen Arbeiterschaft. Aber eben nur die ultima ratio. Und so weit ist es noch lange nicht. So kehrte ich nach mehr als dreimonatiger Arbeit in meine alten Verhältnisse zurück, mit einem doppelten Ergebnisse für mich persönlich; erstens: in der Sphäre, in die ich hineingewachsen war, den Arbeitern künftig zu dienen; zweitens: Das nicht nur religiös, sondern auch sozial und politisch zu thun. Ich hatte erkannt, daß nur, wer Dieses thäte, auch Jenes mit Erfolg leisten könne. Nur wer ihren sozialen und politischen Gedanken und Forderungen vorurtheils- und voraussetzunglos gegenüber tritt, wer Das, was er für berechtigt daran hält, auch offen, ehrlich und unbedingt vertritt, nur Der gewinnt Vertrauen bei ihnen auch in Bezug auf die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit seiner religiösen Ueberzeugung und seines religiösen Wirkens unter ihnen.

Getreu diesen Grundsätzen habe ich denn auch gehandelt, als ich 1891 Generalsekretär des Evangelisch-Sozialen Kongresses wurde. Die Arbeiterschaft, sowohl die der Industrie als auch besonders die der Landwirtschaft, stellte ich stets in den Mittelpunkt der Arbeit des Evangelisch-Sozialen Kongresses. Um ihrerwillen allein schien mir seine Existenz werthvoll; die Beschäftigung mit ihren Idealen, mit dem proletarischen Sozialismus, schien mir seine Hauptaufgabe. Dabei wurde dieser Sozialismus auch für mich selbst immer bedeutsamer. Der proletarisch-sozialistische Gesichtspunkt trat gleich stark und ausschlaggebend neben meine religiösen evangelisch-sozialen Motive.

Nur zur Seite stand im Kongress Raumann und eine immer wachsende Schaar gleichaltriger Gesinnungsgenossen, namentlich Geistlicher. Man gab uns damals den Beinamen der „Jungen“ unter den Evangelisch-Sozialen. Für uns Alle wurde der proletarisch-sozialistische Gesichtspunkt bei unserem christlich sozialen Wirken einfach maßgebend. Und zwar so sehr, daß uns wohl Alle damals zeitweilig der Gedanke stark beschäftigte, in die Sozialdemokratie einzutreten. Namentlich, als der Kandidat von Waechter diesen Schritt gethan hatte und zu wirken begann. Warum es schließlich doch nicht geschah, hatte viele, damals für uns recht gewichtige Gründe. Erstens konnte man gerade damals mit Recht hoffen, die religiöse Propaganda, auf die es uns, genau wie Waechter, schließlich doch immer wieder ankam, auch außerhalb des Parteiverbandes unter den Arbeitern mit Erfolg treiben zu können. Zweitens beherrschte uns stärker als alle spätere Zeit eine unbedingte nationale und monarchische Stimmung. Drittens schreckte uns, die Theologen und Ethiker, der Schmutz und Schaum, den alle politische Arbeit mit sich führt, den wir aber, getäuscht durch die äußeren Formen der Führer der anderen Parteien, ausschließlich nur in der Sozialdemokratie als vorhanden sahen. Viertens stießen wir, nationalökonomisch fast ausschließlich die Schüler der deutschen Kathedersozialisten, uns an der in Parteikreisen verbreiteten schablonenhaften Auffassung des Marxismus. Auch blühten damals gerade die evangelischen Arbeitervereine auf und es bestand die begründete Hoffnung, aus ihnen eine leistungsfähige Arbeiterbewegung zu schmieden, die in gleicher Weise und nach unseren Wünschen religiös, national und sozialistisch zu werden versprach. Und endlich reizte und beschäftigte einen Theil von uns, darunter auch mich, noch ein eigenartiges theoretisches Problem, die Aufgabe, aus dem Neuen Testament, aus der historisch festgestellten Lehre und dem geschichtlichen Leben Jesu einen originellen proletarischen Sozialismus zu entwickeln und zu formuliren. Die beiden zuletzt genannten Momente, die evangelischen Arbeitervereine und das Problem des evangelisch-proletarischen Sozialismus, erfüllten uns schließlich so gänzlich, daß sie den Gedanken an den Eintritt in die Sozialdemokratie völlig verschlehten.

Ich selbst ging, dieser Doppelaufgabe ganz voll, 1894 nach Frankfurt a. D. ins Pfarramt, um . . . hier (die Anderen erfuhren es anderswo) die Unmöglichkeit ihrer Lösung bald gründlich einzusehen. Die evangelischen Arbeitervereine trogen unsere Hoffnungen: plötzlich begann ihre Vorwärtsentwicklung zu stocken und die Majorität ihrer Anhänger blieb in konservativ-patriarchalischen Anschauungen und Händen gefangen. Die Entwicklung einer evangelisch begründeten Theorie eines proletarischen Sozialismus zeigte sich unausführbar; die Ethik der Lehre Jesu läßt die Formulierung nur ganz allgemeiner ethisch- und religiös-sozialer Grundsätze zu; sie auf das gegenwärtige politische und soziale Leben anzuwenden, bleibt Sache des einzelnen Christen; und wie er Das thut, hängt ganz von seiner sozialen Lage, seiner Bildung, seinen Anlagen und Reigungen, seinen Erfahrungen und seinem Temperament ab; die soziale Ethik des Evangeliums führt mit zwingender logischer Nothwendigkeit durchaus nicht zu einer bestimmten, einzigen, zu einer proletarisch-sozialistischen Partei. Dem entsprechend und angesichts der geschichtlich gegebenen Verfassung und Zusammensetzung der Gemeinden der Landeskirche, erschien uns für den bisher evangelisch-sozialen Geistlichen nur Zweierlei möglich: entweder er bleibt Geistlicher und beschränkt sich dann darauf, allen seinen ihm zugänglichen Gemeindegliedern, welcher sozialpolitischen Partei sie auch angehören mögen, die allgemeinen ethisch-sozialen Grundsätze des Christenthumes so eindringlich wie möglich nahe zu bringen und zum Prinzip auch ihres politischen Handelns zu machen; oder er verläßt das Pfarramt, um diese ethisch-sozialen Grundsätze auf sozialpolitischem Boden durch sozialpolitische Arbeit praktisch zu betheiligen. Dabei war mir persönlich nicht zweifelhaft, daß diese ethisch- und religiös-sozialen Grundsätze zu einer beinahe unbedingten Parteinahme für die Arbeiterinteressen, „für die Sache aller kleinen Leute“, führen mußten und daß es von da aus nur eine sehr untergeordnete Frage, nur eine Frage der Zeit, des Temperamentes oder anderer persönlicher Umstände sei, ob diese Parteinahme sich innerhalb der sozialdemokratischen Partei oder außerhalb, in einer neuzubildenden politischen Gruppe, betheiligte.

Für mich persönlich — und auch für die Anderen — fiel die Entscheidung gegen den sozialdemokratischen Parteiverband. Denn etwa zu der selben Zeit, wo ich die eben ange deuteten Gedanken in einer Schrift „Die evangelisch-soziale Bewegung“ veröffentlichte, trat Raumann, der seit einigen Jahren die „Hilfe“ herausgab und ganz in unserem früheren evangelisch- und proletarisch-sozialistischen Sinne redigirte, zum ersten Male mit seinen nationalsozialen Plänen auf. Auch er hatte das Evangelische als das Ausgangsprinzip für eine politisch-soziale Arbeit als unmöglich anerkannt und dafür nun das Rationale gefunden und untergeschoben. Wie leicht ver-

ständig für Einen, der weder das evangelische noch das rein marxistische Prinzip zu seinem Ausgangspunkt machen wollte und konnte! Ich persönlich faßte die neu auftauchende Bewegung, getreu unserer proletarisch-sozialistischen Vergangenheit, getreu dem bisherigen Geist der „Hilfe“ und entsprechend den Darlegungen meines Buches, als eine kommende Partei der kleinen Leute, der Industrie- und vor Allem der zu gewinnenden Landarbeiterschaft auf, die ohne den marxistischen Dogmatismus, ohne die Bekämpfung religiöser Mächte und der Monarchie, doch ausschließlich und bewusst demokratisch und sozialpolitisch nichts als die unbedingte, einseitige und rücksichtslose Interessenvertretung der proletarischen Volksschichten sein würde. Das war auch deutlich die allgemeine Auffassung der Öffentlichkeit über uns. Bezeichnend dafür ist der Name, mit dem man uns damals gern zu belegen pflegte und der sich in vielen Pressäußerungen von damals noch findet: nationale Sozialisten. Man sah in uns, sozialpolitisch, nichts mehr und nichts weniger als ein zukünftiges Pendant zur sozialdemokratischen Arbeiterpartei, in die aufzugehen, man uns vielfach als unser schließliches Schicksal prophezeite. Und ich stehe nicht an, offen zu erklären, daß mir Das damals als gar kein so schreckliches, vielmehr als ein in der That sehr wohl mögliches, ja, wünschenswerthes Schicksal erschien. Mußte es nicht so kommen, wenn wir es mit unserer Vertretung der Arbeiterinteressen wirklich ehrlich und ernst meinten und unsere Arbeit im Laufe der Zeit von Erfolg gekrönt war, d. h. wir auf die Sozialdemokratie in unserem Sinne Einfluß gewannen? Ja, mußte ein ehrlich proletarisch-sozialistisch denkender Mensch nach Erfüllung dieser Voraussetzung nicht gerade solche Vereinigung wünschen, wenn er von Herzen eine Stärkung der Vertretung der Interessen des Proletariates und nicht deren dauernde Schwächung anstrebte? Ich habe auch damals diese Gedanken nicht verborgen und in diesem Sinne mich mehrfach dahin geäußert, daß ich den nationalsozialen Verein gewissermaßen nur als ein Provisorium ansähe. Und da ich des Einverständnisses der anderen führenden Leute, namentlich der ehemaligen jungen Evangelisch- oder Christlich-Sozialen, hierin ganz oder theilweise sicher zu sein glaubte — oder doch, so weit es noch nicht der Fall war, bald sicher zu werden hoffte —, verließ auch ich mein Pfarramt und trat in die beginnende, von mir, wie geschildert, verstandene nationalsoziale Bewegung ein.

Im Herbst 1896 fand in Erfurt der erste nationalsoziale Delegirten-tag statt. Er war freilich meiner Auffassung von dem zukünftigen Charakter des nationalsozialen Vereins nicht sehr günstig. Aber Das war sehr erklärlich und noch nicht beängstigend. Es konnte eigentlich gar nicht anders sein. Es war — und auch Das war wiederum nur so und nicht anders möglich — eine Einladung an alle nichtkonserватiven ehemaligen Christlich-Sozialen er-

gangen. Auf diese Einladung hin mußten nothwendig vorwiegend bürgerliche Elemente, darunter besonders viele Theologen, erscheinen, während Arbeitervertreter, so sehr Das von uns Allen gewünscht wurde, schon auf diesem ersten Delegirtenstag nicht allzu zahlreich — im Vergleich freilich zu den zwei folgenden Delegirtenstagen noch sehr zahlreich — anwesend waren. Und auch die „Grundlinien“, die als eine Art Partei- oder vielmehr Vereinsprogramm angenommen wurden, entsprachen meinen nationalsozialistischen Auffassungen und Wünschen wenig. Dennoch beängstigte mich, wie gesagt, Beides nicht. Wer die „Grundlinien“ des nationalsozialen Vereins, die noch heute giltig, aber bereits durch eine Anzahl ausführlicher Spezialprogramme, z. B. über die Schulfrage, das Genossenschaftswesen, die Handelspolitik ergänzt sind, kennt, weiß, daß sie in Wahrheit nur Grundlinien sind, ganz allgemein gehalten, der verschiedengradigsten Auslegung fähig, jedenfalls auch im Stande, politisches und sozialpolitisches Gedankenmaterial, wie es mir als maßgebend für die neue Partei wünschenswerth erschien, in sich aufzunehmen. Ich hoffte, daß schon im Verlauf des ersten Jahres die entscheidenden Ansätze für eine solche Erfüllung des Inhalts der Grundlinien gemacht werden und daß damit zugleich die Elemente, die, unbedingt auf bürgerlichem Boden stehend, nicht irgendwie proletarisch-sozialistische, sondern nur verschieden starke sozialreformerische Anschauungen nach Erfurt zum ersten Delegirtenstag geführt hatten, schnell und sicher abgestoßen, dafür desto mehr Arbeiterkreise aller Art, bis hinein in die Schichten der kleinen Beamten, Lehrer, Bauern und Handwerker, angezogen werden würden. Und der Verlauf des ersten Arbeitjahres schien diese Hoffnungen in der That erfüllen zu wollen. Beinahe Alle, die irgendwie agitatorisch oder publizistisch für den neuen Verein thätig waren, arbeiteten eigentlich in national- und proletarisch-sozialistischem Sinne. Auch die öffentlichen politischen Verhältnisse unterstützten diese Entwicklung: es kam der große hamburger Hafenarbeiterstreik, in dem sich die Nationalsozialen ehrlich auf die Seite der Streikenden und gegen die hamburger Unternehmer stellten; es kam die Protestbewegung gegen die neuen Vereinsentrichtungsversuche, die auch von den Nationalsozialen aus allen Kräften mitgetragen wurde; es kam der internationale zürcher Arbeiterschuttkongress, an dem sie sich, ihren Kräften entsprechend, ebenfalls beteiligten; endlich die Fehde gegen die preussischen Konservativen, die Junker und Agrarier, eine Fehde, die, angeregt durch meine Berichte über die Arbeiterverhältnisse auf ostelbischen Großgütern, abermals einen starken Ruck der Nationalsozialen nach links, nach der proletarisch-sozialistischen Seite hin, zu veranlassen schien.

Da aber trat die Reaktion innerhalb des Vereins ein. Zuerst durch das Auftreten des Herrn Max Lorenz, der, bekanntlich damals eben aus der Sozialdemokratie ausgeschieden, nationalsozial geworden und vom natio-

nalsozialen Verein mit agitatorischen Aufgaben betraut worden war. Es war psychologisch nur natürlich, daß die agitatorische nationalsoziale Wirksamkeit des Herrn Lorenz sich in erster Linie gegen die Sozialdemokratie richtete, wie es selbstverständlich war, daß diese in allen nationalsozialen Versammlungen, in denen Herr Lorenz sprach, gegen ihn vorging. So begann sich eine erste scharfe Wendung der Nationalsozialen gegen die bisher einzige durch und durch proletarisch-sozialistische Interessenvertretung der Arbeiter anzubahnen; sie erhielt ihre Fortsetzung dann durch das Vorgehen des Herrn Geheimrathes Sohm und Anderer. Herr Geheimrath Sohm — dessen außergewöhnlich große Opferfreudigkeit für die nationalsoziale Sache ich eben so kenne wie seine trotz allen scharfen Auseinandersetzungen zwischen uns unverändert gebliebene freundliche und vorurtheillose Gesinnung gegen mich und den ich deshalb bis heute hoch verehere — Herr Geheimrath Sohm glaubte, Protest erheben zu sollen gegen „das herausfordernde Auftreten des Herrn von Gerlach und des Herrn Pfarrers Göhre und auch gegen einige Äußerungen unseres allverehrten Herrn Pfarrers Raumann.“

„Durch das öffentliche Auftreten der genannten Herren (so sagte er auf dem zweiten Delegirten-tage in Erfurt im Herbst 1897) ist unserem Verein eine Richtung gegeben, die uns immer mehr nach links, zu den Demokraten, in unmittelbare Nähe der Sozialdemokratie, geführt hat. Diese Bewegung vermögen wir . . . nicht mitzumachen. Ja, wir müssen offenen Widerspruch dagegen erheben, denn solche Leitung schädigt unseren Verein, sie hindert unseren Verein geradezu an der Erreichung seiner Ziele. Was wir wollen, ist eine energische Schwenkung nach rechts . . . Zwei Gründe sind es, die ich dafür geltend mache . . . Die praktische Erwägung lautet: Wen wollen wir gewinnen? Wo soll das eigentliche Arbeitsfeld unserer Thätigkeit sein? Mit welchen Truppen wollen wir unsere Schlachten schlagen? Die bisherige Leitung hat die Absicht gehabt, die Arbeiterschaft zu gewinnen und zugleich national zu machen. Darum hat sie Alles vermieden, was den Arbeiterstand kränken könnte, d. h. sie vermied, die Sozialdemokratie zu verlezen und anzugreifen. Der Gegensatz gegen die Sozialdemokratie ward verfleiert, dafür ward die Parole ausgegeben: Der Junker ist der Feind. In solche Lösung konnten die Arbeiter mit Jubel einstimmen . . . Wir aber lehnen sie mit Entschiedenheit ab. Ich bin nicht in den nationalsozialen Verein eingetreten, um eine antikonservative und demokratische Bewegung zu fördern und die konservative Partei um jeden Preis zu zerstreuen. Was kann Das nützen? . . . Die Arbeiter sind bereits in der Sozialdemokratie stark organisiert. Und was haben sie erreicht? Sie sind außer Stande, den Staat zu erobern. Der entscheidende Einfluß auf den Staat liegt nicht bei den Arbeitern, sondern bei den Gebildeten. Darum: die Gebildeten gilt es zu gewinnen. Sie sind in gewissem Sinne der Staat; sie beherrschen ihn . . . Die Gebildeten aber gewinnen wir nicht dadurch, daß wir die Konservativen angreifen, auch nicht durch demokratischen Auszug. Wir gewinnen sie allein dadurch, daß wir ihnen begreiflich machen, wie nur in unserer Idee die Macht liegt, die die Sozialdemokratie überwindet. Nur die Unterstützung des Berechtigten in der Arbeiterbewegung durch eine bürgerliche Partei vermag

die Macht der Sozialdemokratie über die Arbeiterschaft zu brechen. Das Lieblingen aber mit der Demokratie und Sozialdemokratie bewirkt das Gegenheil des Erfolges. Darum: Schwertung nach rechts!"

Diese ungemein charakteristischen Worte waren gesprochen zur Unterstützung einer Resolution, die Sohm und seine Gefinnungsgegnossen eingebracht hatten und die ebenfalls hier abgedruckt werden muß. Sie lautete:

„Nachdem der nationalsoziale Verein seit seinem Bestehen und besonders durch die einmütige ideelle und materielle Unterstützung der hamburger Strikenden keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß er für die Emporentwicklung der arbeitenden Bevölkerung rücksichtslos eintritt, erklären die zum nationalsozialen Vertretertag versammelten Delegirten ausdrücklich, daß aus unserem Eintreten für die Arbeiterbewegung keine Billigung sozialdemokratischer Tendenzen zu folgern ist. Unter allen Umständen lehnen wir das wirtschaftliche Ziel der Sozialdemokratie, die ‚Vergesellschaftung der Produktionsmittel‘, als Gegenstand politischer Aufgabe und Verhandlung ab; und eben so wenig hat unsere monarchische und nationale Gefinnung mit dem Republikanismus und Internationalismus der Sozialdemokratie Etwas gemein. Wir erstreben die Emporentwicklung der arbeitenden Bevölkerung auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung und zum Heil des Deutschen Reiches. In diesem Streben treten wir allen reaktionären, auf Minderung der Volksrechte gerichteten Bestrebungen der konservativen oder einer anderen Partei mit Entschiedenheit entgegen. Wir erklären aber, daß wir das Eigenthümliche und Richtungsgebende unserer Bewegung nicht in der Bekämpfung der konservativen oder sonst einer national gesinnten Partei, sondern in der Bekämpfung der Sozialdemokratie erblicken. Und zwar darum, weil wir in der sozialdemokratischen Partei heutzutage das größte Hinderniß für die Arbeiterbewegung sehen. Die Bekämpfung der Sozialdemokratie ist Pflicht im Interesse des Arbeiterstandes — nur auf dem Boden und unter den Feldzeichen eines mächtig aufblühenden Nationalstaates wird die Arbeiterbewegung zu ihrem Ziele gelangen — und eben so im Interesse des Deutschen Reiches: allein durch die moralische und wirtschaftliche Hebung der Arbeitermassen und deren Gewinnung und Eintreten für die nationale Macht kann das Reich die materielle und die ideelle Kraft gewinnen, deren es für sein Dasein und seine Fortentwicklung, für die Politik eines größeren Deutschlands, unerläßlich bedarf. Die Bekämpfung der Sozialdemokratie ist Pflicht im Dienst sowohl des nationalen wie des sozialen Gedankens.“

Der nationalsoziale Vertretertag protestirt dagegen, daß unsere Bewegung als eine Spielart der Sozialdemokratie, überhaupt als eine demagogische, antimonarchische Richtung, aufgefaßt wird. Er erwartet vom Vorstande, daß er das öffentliche Vorgehen des Vereins im Sinne des vorhin dargelegten Grundgedankens unseres Vereins regelt.“

Um diesen Antrag zu pariren und die Entwicklung des nationalsozialen Vereins auf der Linie des ersten Jahres festzuhalten, brachte ich sofort einen Gegenantrag ein, dessen Wortlaut ebenfalls hierher gehört:

„Der Unterzeichnete beantragt, daß der Erfurter Vertretertag folgende Resolution beschließe:

Innerhalb unserer nationalsozialen Bewegung machen sich immer deutlicher zwei einander entgegengesetzte Richtungen geltend. Die eine betont vorwiegend den nationalen, die andere mehr den sozialen Gesichtspunkt. Die erste fühlt sich deshalb mehr den sogenannten staaterhaltenden Parteien, insbesondere der konservativen, verwandt. Sie sieht die Hauptaufgabe der Nationalsozialen in der Gewinnung der diesen Parteien bisher angehörenden sogenannten Gebildeten für den Gedanken der sozialen Reform. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie erscheint ihr in Konsequenz Dessen als maßgebend für die ganze Bewegung. Die andere Richtung sieht den Beruf der Nationalsozialen dagegen vorwiegend in einer eigenartigen und energischen Vertretung der Interessen des arbeitenden Volkes. Dem entsprechend, nimmt sie auch zur Sozialdemokratie eine andere Haltung ein. Sie ist sich allerdings auch der vielen und großen Unterschiede bewußt, die zwischen den Nationalsozialen und der Sozialdemokratie vorhanden sind. Doch erkennt sie auch die großen Verdienste der Sozialdemokratie um die Emporentwicklung der arbeitenden Bevölkerung unumwunden an. Insbesondere findet sie in ihr namentlich in der letzten Zeit in immer stärkerem Maße Ansätze zu einer Entwicklung nach der nationalen und praktisch reformerischen Seite hin. Um nun alle Mißverständnisse zu vermeiden, erklärt der Delegirtenrat, daß die Taktik der zuletzt erwähnten Richtung, wie sie schon von den sogenannten jüngeren Evangelisch-Sozialen und im letzten Jahr vom nationalsozialen Verein mit Erfolg angewendet worden ist, auch in Zukunft allein maß- und richtunggebend für die Haltung des Vereins sein kann.“

Diesen Antrag begründete ich nach der Rede Sohms in dieser scharf entgegengesetzter Weise. Ich sprach offen aus, daß Das, was Sohm beseitigt wissen wolle, für die nationalsoziale Politik das einzig Richtige sei. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie sei der Kampf gegen die Arbeiterbewegung überhaupt:

„Haben Sie auf jene los, so verlegen Sie auch die Arbeiter. An eine Beseitigung der Sozialdemokratie ist nicht zu denken; dazu steht sie zu groß und geschichtlich begründet da. Wir können nur eine Umbildung und Veredelung anstreben. Wenn wir die Arbeit der Reaktion sehen, so können wir nicht wünschen, eine Spaltung der Sozialdemokratie, die ein Hort der Freiheit und des Fortschritts ist, zu erstreben. . . Unsere Taktik gegen die beiden Richtungen in der Sozialdemokratie muß sein: abweisend gegen die revolutionäre, annähernd an die reformerische Richtung. In der Sozialdemokratie sind schon große Umwälzungen vor sich gegangen. Die Stellung zum Christenthum ist bereits eine andere geworden; auch die internationalen Neigungen ändern sich. Weiter ist an den züricher Kongress und die Debatten über die Bethelligung an den preussischen Landtagswahlen zu erinnern. Die Umbildung ist im besten Fluß. Und nun sollen wir, wie zur Zeit des Sozialistengesetzes, auf sie los schlagen? . . . Da thue ich nicht mit. . . Die Wirkung des Antrages Sohm wäre, daß aus dem nationalsozialen Verein eine Kohorte von Sozialistenbütern würde; und ein Sozialistenbüter will ich nicht sein.“

Das Ergebniß der sehr erregten Debatte war eine Art von Kompromiß. Sowohl Sohms als mein Antrag wurden abgelehnt und dafür folgender Beschluß gefaßt:

1. Wir lehnen es ab, eine einseitige Interessenvertretung des Arbeiterstandes zu sein, weil das egoistische Ziel einer solchen Interessenvertretung unverträglich wäre mit unseren nationalen und sozialen Grundgedanken und weil der Arbeiterstand ganz besonders, aber keineswegs ganz allein der Besserung seiner Lage bedarf.

2. Wir stehen in einem scharfen Gegensatz zur marxistischen Sozialdemokratie, weil diese Richtung nicht national und zugleich ein schweres Hinderniß einer gesunden Entwicklung Deutschlands und des Arbeiterstandes ist. Wir werden daher die sozialdemokratische Partei mit allen tauglichen Mitteln bekämpfen. Wir halten aber Polizeimaßregeln nicht für tauglich, sondern für schädlich und werden allen Versuchen, mit solchen vorzugehen, nachdrücklich entgegenzutreten.

3. Von den „nationalen Parteien“ (Konservative und Nationalliberale) trennt uns ihr antisoziales Verhalten. Wir werden diese Parteien bekämpfen, so weit sie egoistische Klasseninteressen vertreten, und werden im nationalen und sozialen Interesse insbesondere uns zur Aufgabe machen, die Uebermacht des mobilen Kapitals und des Großgrundbesitzes zu brechen. Wir wissen aber, daß innerhalb dieser Parteien weite Kreise soziales Verständnis haben, und werden deren Bestrebungen eben so fördern wie die derjenigen Sozialdemokraten, die für den Gedanken einer nationalen Sozialreform empfänglich sind.

Diese Resolution ist seitdem unangefochten bis heute bestimmend für die Haltung der Nationalsozialen gegenüber den anderen Parteien gewesen. Und ihrer innersten Gesinnung nach verlangt die Resolution sichtlich eine freundlichere Haltung gegenüber den nationalen Parteien als gegenüber der Sozialdemokratie. Thatsächlich aber wurde sie von der Allgemeinheit der nationalsozialen Anhänger — auch von Naumann — so ausgelegt, daß man in den nationalen Parteien wie in der internationalen der Sozialdemokratie gleich große und starke Gegner zu sehen habe, daß ein gleich tiefer Graben die Nationalsozialen von dieser wie von jenen trenne und daß darum der nationalsoziale Kampf nach zwei Seiten, gegen beide Fronten, mit gleicher Energie zu führen sei. Unbedingt sicher aber geht aus dieser Resolution jedenfalls das Eine hervor: der Delegirtenstag von 1897 wollte nicht, daß die Nationalsozialen eine proletarische nationalsozialistische Partei, eine Interessenvertretung der Arbeiter, seien. Der Delegirtenstag hatte also im Grunde gegen meine Auffassung entschieden. Freilich hatte er sich aber auch Sohns Auffassung nicht angeeignet. Es steht nicht in der Resolution, daß die Nationalsozialen nun die Interessenvertretung anderer sozialer Schichten bilden oder werden sollten. Auch davon ist nichts zu lesen, daß sie, wie Sohn es gewünscht hatte, eine bürgerliche Partei würden. An das Alles dachte man damals nicht. Das wollte man nicht. Vielmehr abstrahirte man damals von allen speziellen Interessenvertretungsabsichten und ging, wenigstens positiv, der Entscheidung für das rein bürgerliche Lager noch aus dem Wege. Damals entstand wohl — sicher aber verbreitete sich — das Wort Naumanns von der Zusammenfassung des Nationalen und Sozialen

als dem Ziele, ein Wort, das seitdem von ihm gern und oft gebraucht und das auch bei der Auseinandersetzung über meinen Austritt aus dem nationalsozialen Verein von ihm wiederholt worden ist. In diesem Wort ist eine gewiß theoretisch annehmbare Aufgabe formuliert und dabei das „Soziale“ sicher ehrlich aufgefaßt; in diesem Wort wird aber den Nationalsozialen eine andere Aufgabe gestellt, als sie ihre früheren Leiter wenigstens im ersten Jahr ihrer politischen Existenz verfolgten. Sozial ist eben nicht identisch mit Sozialistisch. Dies Wort Raumanns sowohl wie jene vom Delegiertentag angenommene Resolution beweisen eben, daß man meine früher skizzierte Auffassung unbedingt ablehnte.

Nun kann man mir entgegenhalten: Wenn Dem so war, — warum trennest Du Dich nicht damals schon von den Nationalsozialen? Mancher hat es mir damals auch mehr oder weniger nahe gelegt. Ich that es dennoch nicht, weil ich noch immer hoffte, an mein Ziel zu gelangen und die eben gefaßte verhängnisvolle Resolution wieder zu beseitigen; ferner, weil ich damals in meiner inneren Entwicklung nicht weit genug gewesen wäre, um einen entschlossenen Schritt außerhalb des Vereins thun zu können; und drittens auch deshalb, weil der Wahlkampf bevorstand: ich hielt es mit der Treue eines bisherigen Freundes nicht für vereinbar, die Anderen in den Kampf ziehen zu lassen und selbst unthätig zu Hause zu bleiben. So stellte ich mich entschlossen, aber provisorisch auf den Boden der neuen Resolution, nahm die neue Taktik des Kampfes gegen beide Fronten mit auf und agitirte, so gut ich vermochte, für die nationalsozialen Kandidaturen. Aber ich ließ mich nicht selbst als nationalsozialen Kandidaten aufstellen. Ich bin der Einzige unter den mehr führenden Männern, die überhaupt für eine Kandidatur abkömmlich waren, der sich nicht aufstellen ließ, obgleich schließlich aus einer ganzen Reihe von Wahlkreisen Aufforderungen dazu vorlagen.

In dem ganzen Wahlkampf hat dann in der nationalsozialen Agitation in der That ein ganzer und einheitlicher Zug geherrscht und Keiner, glaube ich, hat gegen die verabredete Taktik gesündigt. Die eine Wirkung dieser Taktik und der gesammten nationalsozialen Wahlarbeit ist allgemeiner bekannt: in elf Wahlkreisen erhielten ihre Kandidaten zusammen rund 26 500 Stimmen. Keiner aber wurde gewählt. Wenig bekannt aber ist die andere Folge dieser nationalsozialen Wahlbetheiligung und ihrer Resultate: daß durch sie die nationalsoziale Bewegung thatsächlich zu einer bürgerlichen Parteigruppe geworden ist. Und nicht an neuen Resolutionen, die etwa gefaßt wurden, nicht an Programmänderungen, die vorgenommen wurden, zeigte sich Das, sondern klipp und klar an dem Beschluß über die Betheiligung an den Stichwahlen. Das Ergebnis war, daß „bestimmte Empfehlungen stattfanden für nationalliberale Kandidaten auf Grund ihrer Zusicherung, gegen eine

Beschränkung des Wahlrechtes und der Koalitionsfreiheit eintreten zu wollen, in Dithmarschen, in Leipzig-Stadt und Jena, daß eine Warnung vor einem solchen Kandidaten in Friedberg-Büdingen stattfand und daß im Uebrigen Freiheit der Stimmabgabe gerathen wurde für die anderen in Betracht kommenden Wahlkreise“. Dies Letzte war das Aeußerste; eine Empfehlung, für auch nur einen sozialdemokratischen Kandidaten einzutreten, war nicht möglich. Ich weiß, daß Raumann Das persönlich nicht recht war; aber er, als Führer der jungen Bewegung, deren innerste Stimmung und Richtung er zum Ausdruck zu bringen sich für verpflichtet fühlte und der er auch seine persönliche Ueberzeugung unterordnen zu müssen glaubte, hat dann diesen Stichwahlbeschuß nicht nur selbst tapfer vertreten, sondern, scharfsinnig, wie er ist, auch die einfach unwiderstehlich wirksam gewesene Ursache klar erkannt und in seinem Jahresbericht auf dem letzten Delegirtenstag in Darmstadt, im Herbst 1898, offen ausgesprochen:

„Wir muhten in Anschlag bringen: Woher kamen die Stimmen zu uns? Und wir konnten uns nicht darüber täuschen, daß die Stimmen aus dem sozialdemokratischen Lager nicht so zahlreich waren. Sie wären zahlreicher gewesen, wenn die Plottenfrage die Parole für die Wahl gewesen wäre. Denn dann wäre bestimmter Anlaß gewesen, daß aus sozialdemokratischen Kreisen Diejenigen sich loslösten, die in nationalen Fragen das alte Schema zu verlassen dachten. Diesmal aber fand die Wahl statt unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung von Freiheitsfragen. So war wenig Aussicht, daß Leute, die in der sozialdemokratischen Partei die Erhaltung der Freiheit gesichert fanden, von ihr weggingen. Und so blieben als Hauptbestandtheile unserer Wähler bisherige Freisinnige, Nationalliberale und Konservative.“

Also mit anderen Worten: das Groß der durch die Wahlen neu gewonnenen Anhänger bildeten Leute aus dem bürgerlichen Lager, eben so wie es die Mehrzahl der Anhänger schon bisher gewesen war, was aus jener mitgetheilten ersurter Resolution zur Evidenz hervorging. Und die Masse dieser neuen Anhänger vollbrachte, was die Mehrzahl der bisherigen noch nicht geleistet hatte: sie stempelten durch jenen Stichwahlbeschuß die nationalsoziale Bewegung endgiltig zu einer bürgerlichen Parteigruppe.

Eine sehr drastische Bestätigung der Wichtigkeit dieses Tages sollte bald nachher folgen. Etwa vierzehn Tage nach jenem Stichwahlbeschuß entspann sich abermals eine sehr erregte Diskussion zwischen Sohm und mir, — im Grunde über das alte Thema, ob die Nationalsozialen bürgerlich oder proletarisch sein, mit den „Gebildeten“, den staaterhaltenden Gruppen oder den Arbeitermassen gehen sollten. Sohm forderte das Erste, gestützt auf den Stichwahlbeschuß, ganz konsequenter Weise, wenn auch in nicht sonderlich gelungener Formulirung; das Zweite vertrat ich, als einen letzten Versuch, zu meinem Ziel zu kommen, vielleicht zum Theil in allzu heftiger

Form. Aber Das war erklärlich: es galt mein Sein oder Nichtsein bei den Nationalsozialen. Man weiß, daß diese Diskussion, an der sich schließlich noch Andere beteiligten, keinen definitiven Abschluß fand und daß ich mit meinen Anschauungen nicht durchdrang. Ich blieb im Grunde beinahe allein. Die Probe auf das Exempel war gemacht und ein neuer Beweis gegen den proletarisch-sozialistischen, für den bürgerlich-sozialen Charakter der jungen Parteibildung war geliefert. Ich aber schwieg seitdem.

Ganz konsequent fiel denn auch die Haltung der Nationalsozialen gegenüber der Deynhäuser Kaiserrede so aus, wie sie für eine bürgerliche Gruppe gerathen war. Eine proletarisch-sozialistische Gruppe hätte nur den Ausschrei der bedrohten Existenz gefunden und wohl oder übel ihre nationalen Gesinnungen, so weit sie monarchische waren, einer Revision unterwerfen müssen. Statt Dessen erfolgte eine — für eine bürgerliche Gruppe allerdings ganz kräftige — Protestresolution und eine Rede Raumanns über das deutsche Kaiserthum, die zwar aufrichtigen Schmerz und Enttäuschung zum Ausdruck brachte, daneben aber auch Stellen enthielt, die wie ein Erklärung, ja, beinahe könnte man sagen: wie ein Entschuldigungsversuch ausfielen. Das war die Haltung einer bürgerlichen Gruppe, nicht einer proletarischen, die sich durch jene Rede bis ins innerste Mark getroffen gefühlt und sich gerüstet hätte, um das ganze Wohl und Weh ihrer Parteianhänger zu kämpfen. Ja, noch mehr: als kurz nachher der Kaiser seine Fahrt nach dem Orient antrat, war bei dem Gros der Nationalsozialen eitel Enthusiasmus, Deynhausens schien vergessen und man wandte sich mit einer auffälligen Antheilnahme der orientalischen Frage und in Verbindung damit überhaupt den auswärtigen und Machtfragen zu, wobei man allerdings auf die zwei ersten Paragraphen der Grundlinien zurückgreifen konnte. Diese beinahe den ganzen vergangenen Winter ausfüllende Beschäftigung mit auswärtiger, kolonialer und Weltmachtpolitik wäre unter den heutigen innerpolitischen Verhältnissen einer wirklich proletarisch-sozialistischen Partei ganz gewiß nicht möglich gewesen; sie ist nur ein neuer Beweis dafür, daß die Mehrzahl der heutigen Nationalsozialen im Grunde in das bürgerliche Lager hineingehört. Ja, man kann, ohne den Boden der Thatfachen zu verlassen, behaupten, daß der Nationalismus der Nationalsozialen, wie er sich seit Deynhausens entwickelt hat, heute für sie geradezu oberstes politisches Prinzip geworden ist. Als auf dem ersten Delegirtenstag 1896 ein Herr die Frage der Prävalenz des Nationalen über das Soziale oder umgekehrt des Sozialen über das Nationale anregte, ward sie als unwichtig bei Seite geschoben; jetzt ist sie thatsächlich und praktisch entschieden: der Nationalismus ist in Gesinnung, Programm und Politik der Nationalsozialen führend geworden. So darf man zusammenfassend sagen: die kleine nationalsoziale Partei ist heute jedenfalls keine proletarisch-sozialistische, sondern eine bürgerlich-nationalistische Gruppe. Und weil

diese Entwicklung mit meinen Absichten und Wünschen unvereinbar ist, habe ich keinen Platz mehr bei den Nationalsozialen.

Zum Beweis dafür, daß ich mit meiner Beurtheilung nicht allein stehe, kann ich noch Adam Röder, den Leiter der konservativen „Badischen Landpost“, der allerdings nie ein Freund der Nationalsozialen, noch weniger aber mein Freund war, anführen. Er urtheilt eben so, nur daß er sein Urtheil auf Raumanns Person zuspielt. — eine Form, die ich mir nicht zu eigen machen möchte. Er sagt — und die „Hilfe“ hat es eigenthümlicher Weise unter den selben „Preßstimmen“ abgedruckt, die die ersten ungenauen Nachrichten über meinen Entschluß brachten —:

„Die Nationalsozialen haben eine interessante Entwicklung durchgemacht, die sich am Auffälligsten am Vater der Partei, Raumann, vollzog. Wir haben es uns angelegen sein lassen, diese Entwicklung zu verfolgen und in ihren jeweiligen Phasen zu konstatiren, eine Entwicklung, die von uns als eine vollständige Aufgabe der ursprünglichen Prinzipien bezeichnet wurde, mit welchen Raumann in die politische Arena trat. Merkwürdig! Es hat uns nicht unerhebliche Mühe gekostet, die Genossen in unserem eigenen Lager über den ausgesprochen sozialistischen Charakter der raumannschen Agitation-Accente aufzuklären, ein Beweis dafür, bis zu welcher Verschwommenheit die politisch-wirtschaftlichen Meinungen gediehen waren, sobald es sich darum handelte, zwischen Sozial und Sozialistisch, zwischen Reformen auf dem überkommenen Boden der historischen Eigenthums- und Sozialordnung und einem grundlegenden ökonomischen Bruch mit ihr zu Gunsten der Einführung der sozialistischen Produktions- und Gesellschafts-einrichtungen zu unterscheiden. Und Raumann war in der ersten Periode seines Auftretens — eben in jener, in welcher sich die gefühlvollen Seelen von dem vermeintlichen konservativ-sozialen Pfarrer nicht trennen konnten — ein veritabler Sozialist. Die Umgestaltung der modernen Produktions- und Eigenthumsordnung nach klassisch sozialistischem Rezept war der Boden raumannscher Agitationarbeit. Heute hat Raumann diesen Boden längst verlassen. Das Merkwürdige daran ist, daß diese Umwandlung geschehen konnte, ohne daß sie in der öffentlichen Meinung tiefere Eindrücke hinterließ. Das kann sicher nicht mit der Bedeutungslosigkeit der Person und der Sache begründet werden; denn was man auch sagen möge: die unbezweifelbare Reinheit der Absichten Raumanns sowohl wie das Maß intellektueller Energie, mit der sie vertreten werden, lassen die Schatten der Gleichgiltigkeit, in welcher die Routiniers der politischen Masche oft neue Personen und Strebungen vegetiren lassen, nicht aufkommen. Der „geistige Schwung“, mit dem die bürgerliche Presse in diesen Dingen rebigirt wird, ist wohl der einzige Erklärungsgrund, der die Konversion Raumanns unter Nichtbetheiligung der Oeffentlichkeit erklärbar macht. Das exakt Sozialistische hat Raumann abgestreift. . . Die Entwicklung der Nationalsozialen zu einer radikalen bürgerlichen Reformpartei ist in vollem Fluß. . .“

Ich habe Dem, obgleich es vom Herrn Adam Röder stammt, nichts hinzuzufügen. Ich kann nicht mehr nationalsozial sein.

Nur Eins habe ich hinzuzufügen: Trotz dieser Entwicklung der National-

sozialen von gewissen proletarisch-sozialistischen Ansätzen zu einer bürgerlich-nationalistischen Partei ist das sozialreformatorische Prinzip, das sie, in Konsequenz ihrer nationalen Gesinnung, erfüllt und das sie bis auf den heutigen Tag treulich hochgehalten haben, wenn man gerecht sein will, nicht außer Acht zu lassen. Und ich am Allerwenigsten möchte mich zu einer Ungerechtigkeit hinreißen lassen. Aber das — bei einzelnen Anhängern der Bewegung obendrein noch sehr temperirte — sozialreformerische Prinzip ist völlig verschieden von dem „exakt sozialistischen“, wie Adam Röder es mit Recht nennt, von dem Prinzip, das auf nichts Anderes als auf die allmähliche Sozialisirung der Gesellschaft und Demokratisirung des Staates ausgeht. Die Mehrzahl der Nationalsozialen steht auf dem Boden der heutigen individualistischen Wirthschaft und Produktion und vertritt von ihr aus Reformen zu Gunsten des Arbeiterstandes, die zuletzt aber doch auf eine Stärkung und Erhaltung der heutigen Gesellschaftsformen hinarbeiten. So weit es sich um solche Reformen handelt, durfte Naumann in seiner Debatte mit dem „Vorwärts“ über meinen Austritt sagen: „Es giebt keinen einzigen Fall, wo wir ein praktisches Arbeiterinteresse nicht mit allen uns verfügbaren Mitteln vertreten hätten.“ Und es ist in der That die pure Wahrheit, wenn er versichert, daß sie für dieses Eintreten nichts als Mühe, Un dank, Kampf und Mißverständnisse ernten. Die Nationalsozialen sind die konsequentesten und mutigsten Befechter einzelner wichtiger Arbeiterinteressen und einer ehrlichen Sozialreform im bürgerlichen Lager. Aber doch nur einer Sozialreform und einer auf bürgerlichem Boden. Proletarischer Sozialismus ist ihnen fremd.

Ich glaube auch nicht, wie mancher Andere, daß diese sozialreformerische Arbeit überflüssig, aussichtslos oder gar vom Uebel ist. Im Gegentheil: ich halte sie für ein nothwendiges Glied in der Kette der sozialpolitischen Entwicklung der Gegenwart und für einen werthvollen Bestandtheil des bürgerlich-politischen Lebens. Rog sein, daß die Nationalsozialen der Grundstock einer zukunftsreichen nationalen, bürgerlich-sozialen Reformpartei werden. Die Ereignisse der jüngsten Wochen, das Vorgehen Berlepschs, Vossersmanns und Anderer, das neubelebte Hervortreten Stockers, mögen eine solche Gestaltung der Dinge näher rücken. Ich wünsche meinen bisherigen Parteigenossen auch aufrichtigen Herzens Glück für ihre weitere Arbeit im bürgerlichen Lager. Aber mein Herz hängt nicht an dieser Arbeit.

Paul Göhre.



Die Persönlichkeit Jesu*).

Auf Jahrmärkten sieht man manchmal das „wahrhafte und wirkliche Bildniß unseres Herrn Jesu Christi“. Dieses Bild ist nichts werth. Es ist eine geistlose Wiedergabe des landläufigen Christustypus, der so wenig richtig ist wie das seelische Bild dieses göttlichen Menschensohnes, das in unseren Ländern kursirt. Ja, sicherlich noch weit weniger. Woher auch soll ein richtiges Bild kommen? Zu seiner Zeit gab es in Palästina weder Portraitmaler noch Photographen, — und einem heidnischen Bildhauer hat Jesus wahrscheinlich nicht gesehen. Von Lukas, dem Evangelisten, geht die Sage, daß er Maler gewesen sei. Der könnte den Heiland ja wohl portraittirt haben, wenn er ihn je gesehen hätte. Von den Evangelisten, mit Ausnahme des Johannes, hat ihn keiner gesehen; sie lebten reichlich ein Jahrhundert später als der Heiland und haben ihre Aufschreibungen nur nach mündlichen Ueberlieferungen machen können. Und dennoch ist uns die Schrift der Evangelisten das wichtigste, ja, geradezu das einzige verlässliche Dokument der Persönlichkeit Jesu, aus dem man sich ein Bild der Gestalt und der geistigen Wesenheit vielleicht konstruiren kann.

Aus den Berichten der vier Evangelisten nun habe ich ein Bild Jesu zusammengestellt, in dem er mir leibhaftig, mit den Hauptzügen seines Charakters, klar und einheitlich vor Augen steht. Ich hatte für dieses selbst konstruirte Bild gerade so viel und so wenig Recht wie je Einer, der eben auch sonst nichts als die Evangelien zur Grundlage besessen. Aber wozu ein anderer Jesus ist es, der dem unbefangenen Evangelienleser entgogentritt, als der Jesus, den uns die Ausleger des Mittelalters überliefern!

* * *

Am Jordan hielt sich ein Mann auf, der ein neues Gottesreich predigte, die Nähe des erwarteten Messias verkündete, die Leute, die ihn anhörten, zur Buße aufforderte und sie zum Zeichen der Gemeinschaft mit Wasser taufte. Unter der Menge, die sich um diesen Propheten Johannes versammelte, ward eines Tages ein noch junger Mensch gesehen, ein Zimmermann aus dem nahen Nazareth, der sich ebenfalls taufen ließ. Kurze Zeit später trat dieser Mensch selbst als Volksprediger auf. Er zog durch die Länder Galiläa, Samaria und Judäa auf und ab; und überall, wo er sich zeigte, war ein großer Volksandrang. Sie hörten seine Predigten, die zu-

*) Diese Skizze des steirischen Dichters ist in Oesterreich von der Censur beanstandet worden. Felix Austria!

erst auf dem Grunde der Gesetze Mosis standen, diese aber an Strenge und doch auch wieder an Milde weitaus übertrafen. Die Leute geriethen bei seinem Nahen in Verzückungen. Es geschahen Wunder. Doch ward er manchmal ärgerlich, wenn sie Wunder von ihm verlangten und ohne solche nicht glauben wollten. Es muß ein sehr auffälliger Mensch gewesen sein, obgleich er sich nicht anders kleidete als Andere. Er muß ein überaus faszinirendes Wesen gehabt haben. Ich denke mir ihn schlank und hager, mit einem Untergewand und einem langen Wollenrod. Sein Bart jung und dünn, sein Haar mähnig, schwarz, fast ins Bläuliche schimmernd, sein Gesicht blaß, seine Lippen voll und tiefroth, seine weit auseinander stehenden Augen mit einem Feuer, das Alles ergriff. Er trug weder Hut noch Stab, an den Füßen aber wahrscheinlich Sandalen. Denn barfuß die weiten, steinigten Wege zu gehen, dafür ist in seiner Lehre kein Zweck angedeutet. Jesus war nichts weniger als etwa ein Asket. Er ertrug die größten Beschwerden Nagelos, mit Ruhe, aber er suchte sie nicht auf. Vom Fasten ist wohl einmal die Rede, doch im Sinne der geistigen Sammlung. Oft rügte er die Juden, weil sie das Schwergewicht ihrer Religion auf äußerliches Fasten, öffentliches Beten und andere formelle Uebungen legten. Er ließ sich gern zu Gastmählern einladen, war ein frischer Esser und Trinker und liebte wohl eingerichtete Speisefäle. Er selbst scheint gar nichts von realem Werth besessen zu haben, aber er forderte von Anderen, die Etwas besaßen, den Unterhalt für sich und seine Jünger. Er kannte nur geistige Familienbände, keine anderen, wollte aber die Ehe, wo sie bestand, streng gehalten wissen und verdamnte schon den Ehebruch der Gefinnung. Die Form seines Auftretens war nicht sanftmüthig und bescheiden, vielmehr energisch und selbstbewußt. Er gab keinen Trost in jenen süßen Worten, womit weichherzige, moderne Menschen einander trösten. Jesus war nicht sentimental. Seine Worte waren sehr oft herb, zornig oder mit bitterer Ironie durchsetzt. Am Widerwärtigsten waren ihm die Wortdeutler, Heuchler und Mucker; da hielt er es weitaus lieber mit offenen Sündern. Seinen Gegnern aber suchte er hart. Die Größe seiner Sanftmuth und Feindesverzeihung trat erst bei der Erfüllung seines Geschickes zu Tage. In ihm war der stolze, göttliche Muth einer Persönlichkeit, die überzeugt ist, daß ihr nichts geschehen kann, weil der sterbliche Leib nichts, die unsterbliche Seele Alles ist. Dieses Bewußtsein hat ihn zum Unüberwindlichen gemacht. Ziemlich trotzig dürfte er einhergeschritten sein, ohne viel zu grüßen und zu danken. Wohl an drei Jahre mochte er durchs Land gezogen sein, stets begleitet von einem ungeduldigen oder begeisterten Anhang. Im Freien hielt er mit dem Volke seine Mahlzeiten, im Freien hat er wohl auch oft übernachtet müssen. Er redete davon, daß er der Abgesandte des himmlischen Vaters sei, daß

er den Menschen das Heil bringe; wenn sie aber direkte Fragen an ihn stellten, so antwortete er oft ausweichend oder in Gleichnissen.

Gern sprach er in Gleichnissen, unbekümmert, ob sie sich mit seinen Gedanken ganz deckten. Man darf deshalb nicht Alles wörtlich nehmen wollen und nicht glauben, Alles verstehen zu müssen. Dazu gehört eine gründliche Kenntniß der jüdischen Geschichte und der Sitten jener Zeit.

Jesu Lehre ist nach unserer Auffassung streng über alle Maßen. Es giebt heute sicherlich keinen Christen in der ganzen Welt, der ganz nach dieser Lehre leben könnte. Wenn man aber die menschliche Natur so zurück schlagen könnte und wenn es die Mehrzahl der Menschen zu Stande brächte, — dann freilich wäre das Reich Gottes erschienen. Das heitere Reich, das von keiner Erdennoth gefährdet werden kann, weil es innerlich ist. Dann wären aber auch alle Staaten und irdischen Reiche gefallen.

Du sollst nichts wollen, als nur in den Tag hineinleben, und nicht an morgen denken. Du sollst ohne Sach und ohne Stab und ohne zweiten Rock wandern und Dir genügen lassen an wilden Früchten. Du sollst zufrieden sein, wenn mitleidige Menschen Dich in ihr Haus aufnehmen. Dein ganzes Leben und Streben sei ausgefüllt einzig nur von der Liebe zum himmlischen Vater und zum Nächsten. Und auch die Feinde sollst Du lieben; aber Du wirst ja endlich keine mehr haben, denn die Anspruchslosigkeit und Nachgiebigkeit wird alle Reibungen aufheben. Also soll man in unschuldiger Frohheit hinwandeln mit einer Religion und Philosophie, die fast an unser altes Handwerksburschenlied erinnert: Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt, juchhe!

* * *

Das ist es, was Jesus gemeint hat. So lese ich es aus der Bibel, — aber Jeder liest es anders. Je nach dem Charakter des Lesers, dem Mittelsmann oder Deutler wird Christus ein Anderer. Die christliche Lehre braucht aber keinen Mittelsmann. Wenn sie einer besonderen Auslegung bedürfte, so hätte Christus nur zu den Schriftgelehrten und Theologen gesprochen und nicht unmittelbar zum Volke, zu seinen Jüngern, die einsfältige Menschen waren. Jeder soll das Wort Christi nehmen, wie er es fassen und tragen kann. Was er daran etwa heute nicht versteht, Das versteht er morgen.

Wich nimmt es nicht wunder, daß sie diesem „Volksaufwiegler“ nach dem Leben strebten. Hätte die Menge diese gerade für arme und geknechtete Leute so passende Lehre angenommen, so wäre da weder ein jüdisches noch ein römisches Reich möglich gewesen. Und selbst moderne Staaten: wenn sie wirklich sind, so sind sie deshalb lange noch nicht christlich. Man denke sich heute einen Volksredner so, wie Jesus sprach. Was würde mit ihm geschehen?

Und doch ist es eine Lehre, die nicht mehr aus der Welt verschwinden kann. So oft die Ueberkultur sich an eigenem Eitel erbricht, so oft die Menschheit ihre weltlichen Bestrebungen und Siege unter großen Katastrophen zusammenbrechen sieht, wird die Sehnsucht nach nach solchen Zuständen, die Jesus mit dem Worte „Das Reich Gottes“ bezeichnet hat. Dann wird Freude, was früher zur Last gewesen, dann kommen die Anpassungen, die Wunder, — und Alles geschieht wieder, was der Homunkel hochmüthig abgeleugnet hat.

Jesus hat den Menschen gekannt. Nicht just den von heute oder den damaligen von Palästina, Egypten oder Rom, sondern den Menschen schlechthin. Wir sagen, seine Lehre sei übermenschlich, es sei für den Erdgeborenen unmöglich, daß er sie erfülle, sie verlange zu viel. Und es ist gerade umgekehrt. Entgegen der nimmerfattten Civilisation, die ihre Leute verzehrt, verlangt Jesus nichts, als daß der Mensch ein bedürfnisloses, heiteres, unschuldiges Kind sei. Wäre ihm Das nicht möglich im Leben mit Anderen, so sonderte er sich ab. Wirkliche Christen werden immer Sonderlinge sein.

Graz.

Peter Rosegger.



Eine Harrende.

Von dem Gesicht konnte ich nicht loskommen; immer wieder stahl sich mein Blick hin, auf die Gefahr, für zudringlich und ungezogen gehalten zu werden.

Es giebt schöne Gesichter, die uns nichts sagen. . . Verzeihung, daß ich die altbackene Wahrheit ausspreche, allein sie wurde mir wieder neu und lebendig, als ich diesen Frauenkopf betrachtete, der, weder schön noch jung, dennoch anziehend wirkte wie ein Räthsel, das man lösen, wie ein Geheimniß, das man ergründen möchte. Das Schicksal hatte diese Züge gezeichnet. Aber nicht äußere Befehnisse waren darauf eingeweiht, nur innere, irdische. Das Mädchen war wohl sein ganzes Leben hindurch mehr leidend als thätig gewesen; zum Schaffen bestimmt — ist Das nicht jedes Weib? —, hatten die Verhältnisse es zum Darren und Dulden verurtheilt. Sie erschien wie Jemand, der an einem Strom sitzt: fröhliche Menschen gleiten in Rähnen auf dem blauen, leuchtenden Wasser hin, hart arbeitende Schiffer ziehen auf Flöhen vorüber. . . Am Ufer bleibt sie allein, nicht arbeitend und nicht genießend, *ruhig, nur. Lyrischerin. Die. Günde. im. Schloß. rgilteit., hoch. fern. von. spawmer.* Ergebenheit, starrt sie das Leben an. Halb erregt es ihr Schrecken und Neid, halb Grauen und Bewunderung; vor Allem aber Eins: Sehnsucht, Sehnsucht. Mag es sein, wie es will: es ist doch Leben, Wärme, Bewegung, während sie,

ewig unbetheiligt, immer nur Zuschauerin, am fließenden Strome zu Stein erstarrt. Freilich: ihre Hand blieb fein, von groben Schwielen frei, ihr Auge klar, sinnlicher Leidenschaft fremd. Ihr jungfräulicher Körper ist unberührt, doch ungefülltes Verlangen hat ihn geschwächt und verzehrt. Körper und Geist haben sich nicht angelebt . . . sie warten, warten auf das Glück . . .

Noch immer? Das Mädchen ist ja nicht jung, — verwelkt, ehe es geblüht hatte, müde, ehe es gewandert war.

„Sie starren das Freifräulein von S . . . so an! Sehen Sie sie heute zum ersten Male?“ fragte eine Stimme neben mir. „Nehmen Sie sich in Acht; es ist gefährlich, sie zu ärgern.“

Ich war zusammengezuckt, wie es wohl geschieht, wenn man aus tiefem Sinnen geweckt wird. Ein mir befreundeter Schriftsteller, Dr. Ricman, war in der Gesellschaft, in der wir uns befanden, neben mich getreten und hatte die Worte leise an mich gerichtet.

„Ja, ich sehe die Dame heute zum ersten Male. Selbstverständlich will ich sie nicht erzürnen; sie interessiert mich ja gerade.“

„Das kommt daher, daß sie den Typus der vornehmen Frau, des Opfers der Gesellschaft, fast vollkommen darstellt. Was man auch sagen mag: der Katholizismus, besonders so, wie er früher gehandhabt wurde, hat doch seine Berechtigung. Er versteht sich auf die Seelen, auf Das, was der Mensch braucht. Wäre Baronesse Leonie katholisch, so ginge sie wahrscheinlich in ein Kloster, würde den Anweisungen ihres Seelsorgers gehorchen und fände in der strengen Tagesordnung eine Beschäftigung, ja, eine Lebensaufgabe. Sie würde ihren Körper durch frühes Aufstehen und anstrengenden Gottesdienst ermüden und ihren Geist durch Gebete und Formeln einschläfern; sie sähe vor Allem keine Anderen als Solche, die in gleicher Lage wären, sie schaute dem Leben und Genießen nicht zu. Hinter den Klostermauern, im Klostergarten umfinge die Resignation sie mit weichen Armen . . . Aber so wartet die Unglückliche, sie weiß vielleicht selbst nicht, worauf. Und wenn es käme, nämlich Das, was sie für das einzige Glück hält, die Ehe, dann würde sie gar nicht den Muth haben, es festzuhalten. Und wie sollte es kommen? Sie ist nicht mehr jung, verblüht und nie schön gewesen, ganz arm und dabei so bitter, so hoffnungslos traurig.“

„Aber doch jeder Zoll eine Dame“, sagte ich einlenkend.

„Run ja, natürlich. Vielleicht macht sie dadurch gerade einen so vornehmen Eindruck, weil sie müde, unnatürlich und abschreckend ist.“

„Oho!“

„Doch, doch. Wäre sie ein unbefangenes lustiges, zufriedenes Wesen — es giebt ja auch solche unter den herrenden Frauen —, dann würde sie bei Weitem nicht so distinguirt und interessant scheinen.“

„Warum hat sie sich nicht verheirathet?“ fragte ich.

„Sie lebte bei ihren alten Eltern, bis diese starben und sie selber alt war. Die Eltern fanden es angenehm, daß sie zu Hause blieb. Baronesse Leonie hatte wohl auch nie Gelegenheit, Herren wirklich kennen zu lernen. Sah sie einmal einen jungen Mann, so war sie stets von einem Kranz altadeliger, die Nasen rümpfender Tanten umgeben, die jeden Freier verscheuchten. Und nun? Sie ist eben arm und verblüht.“

„Über sie verkehrt in den besten Kreisen?“

„Gewiß, man läßt sie nicht fallen. Es ist zwar manchmal den Leuten unbequem, sie einzuladen; man stöhnt: „Es sind immer so viel mehr Damen als Herren da. Doch Leonie muß eingeladen werden! Das sind wir ihren Verwandten schuldig und überdies . . . sie rebete sich den Mund ab, sie ließe kein gutes Haar an uns, wenn wir es nicht thäten.““

Ich lachte: „So furchtsam sind die Leute?“

„Ja,“ entgegnete mein alter Freund, „selbst die Hausherren. Manchmal haben sie vor nichts auf der Welt Angst als vor der üblen Laune ihrer Adhün oder vor der spitzen Zunge eines unverwählten Gesellschaftersstückes wie dieses da.“

„Sie thun der Frein gewiß Unrecht, Doktor.“

„Vielleicht,“ entgegnete Nicman reuig, „ich kann mich wenig in ein Leben hinein denken, das so blutleer und schattenhaft ist. Man sollte nur Mitleid für sie empfinden.“

„Hat sie kein Talent, keine Beschäftigung? Wie lebt sie?“ forschte ich.

„Sie bezieht aus einer adeligen Stiftung eine kleine Rente und lebt in einer Pension, die wenig kostet, in der sie sich aber durch ihren Namen und ihre scharfe Zunge eine Art Stellung errungen hat. Eine Beschäftigung hat sie nicht, ein Talent noch viel weniger.“

„Mein Gott, welche Existenz! Was thut sie nur den ganzen Tag?“

„Sie steht auf, geht an den Pensionfrühstückstisch, liest die Zeitung, macht Besuche, isst, schläft . . . und so weiter. Außerdem wird sie eingeladen, überall hin. Die Sorge für ihre Kleidung giebt ihr eine gewisse Beschäftigung; die Toilette soll nach Etwas aussehen und darf doch nicht theuer sein.“

„Und damit begnügt sie sich?“

„Durchaus nicht; sie harret, harret. In jeder Saison hofft sie, einen Mann zu finden. Sprechen Sie mit ihr, dann glauben Sie, mit einem Mädchen von siebenzehn Jahren zu reden. Sie giebt die Hoffnung nicht auf. Ich bin überzeugt, wenn sie still für sich in ihrem Stübchen sitzt und die weißen, wohlgepflegten Hände in den Schooß legt, beschäftigt sich ihr Träumen damit, wohin sie ihre Hochzeitreise machen wird. Sie schwankt zwischen Rom und Paris, wette ich.“

„Könnte sie sich nicht bei wohlthätigen Veranstaltungen nützlich machen?“

„Gewiß, aber Das bereitet ihr kein Vergnügen. Es greift sie an, meint sie.“

„Schrecklich!“

„Hatte ich nicht Recht, als ich sagte, daß die Klöster eine vorzügliche Einrichtung waren? Für manche Leute? Die Baronesse würde den Heiland als ihren Bräutigam betrachten und glücklich sein. Es giebt eben Menschen, die . . . doch still, sie sieht uns an, sie kommt auf uns zu. Ich muß bekennen, daß selbst ich, trotz meinem Alter, mich vor ihren Heirathplänen nicht sicher fühle. Seit ich Wittwer geworden bin, harret sie mich immer ganz eigenthümlich an. Ah . . . Guten Abend, Baronesse!“

Ich zog mich zurück und ließ meinen Freund die Gefahr allein bestehen.

G. von Beaulieu.



Felix Austria.

Geehrter Herr Harden,

Ich vermüthe, daß ich mit den folgenden Darlegungen Ihre Zustimmung nicht finden werde; doch hoffe ich, daß Sie, getreu dem Programm, das Sie für die „Zukunft“ ausgerichtet haben, auch der widersprechenden Meinung das Wort nicht abschneiden werden. Für Sie ist die österreichische Frage eine Frage der auswärtigen Politik und Sie glauben, das bismarckische Erbe zu hüten, wenn Sie gegenüber dem befreundeten Staate das Prinzip der Nichteinmischung beobachten. Mögen Verträge und Freundschaftsverhältnisse von den Parlamenten bestätigt und bei kaiserlichen Besuchen von der Volksmenge akklamirt werden, so sind doch weder die leicht befriedigten Zuschauer in den Straßen noch die Parlamente die wirklichen Pazifizanten. Es sind andere Potenzen, die da „binden und lösen“, und diese müssen bei guter Stimmung erhalten, in ihren Empfindlichkeiten geschont und in jedem Augenblick von der Sorge freigehalten werden, als wolle man sich zu ihrem kritischen Vormund aufwerfen. Jedermann schließt ein Bündniß zu seinem eigenen Nutzen; und als die deutsche Politik den gasteiner Vertrag und seine Verlängerung schuf, geschah es nicht dieser oder jener Partei, diesem oder jenem Volk in Oesterreich zu Liebe, sondern, weil Deutschland im Ernstfalle die achthunderttausend Mann der österreichischen Armee sich zur Seite wissen wollte. Das war für Ihren großen Fürsten die Hauptsache; und es gehörte die ganze Beschränktheit unserer trübsaligen Leuchten dazu, um es zu verkennen. Sie entsinnen sich des Augenblickes, wo dieses Verkennen und Nichtbegreifenwollen am Stärksten zu Tage trat. Es war, als Fürst Bismarck das Wort von den Herbstzeilosen sprach. Fehlte doch nicht viel, so hätte man ihn darum für einen Verräther am Deutschtum erklärt. Wollte er um des Theiles willen nicht das mühsam errungene Ganze kompromittiren, so mußte er das auf vorgeschobener Stellung isolirte Detachement sich selbst, der eigenen Klugheit und Ausdauer überlassen. Wenn wir als Gymnasiasten lasen, daß auf den Wink des Feldherrn Freiwillige sich auf einen verlorenen Posten begaben, um ihn zu halten und, wenn es sein mußte, dort auch zu sterben, dann ging uns ein Schauer durch die Glieder und wir ahnten, was Heldemuth und Heldenspflicht ist; den Wink des Fürsten Bismarck, sein Kommando, das Rath und Bitte zugleich war, haben wir aber nicht verstanden und noch heute verstehen wir Diejenigen nicht, die dem deutschen Volke zurufen, es sei gefährlich, allzu viel Mitgefühl mit der deutschen Sache in Oesterreich an den Tag zu legen, und bei der Wahl zwischen der österreichischen Bundesgenossenschaft und dem Wohlergehen der Deutschen in Oesterreich sei die Bundesgenossenschaft das Wichtigere. Dies, geehrter Herr

Garden, ist ja auch Ihr und der Ihrigen Standpunkt; und ich gebe zu, daß Sie, wenn man die Dinge leidenschaftlos erwägt, richtig rechnen und daß es thöricht ist, von Ihnen mehr zu verlangen, als Sie bieten. Aber wenn es wahr ist, daß Lots Weib zu Grunde ging, weil sie sich dorthin umsah, wo nicht ihr Geschick lag und wenn es darum für Sie angemessen sein mag, die Verhältnisse in Oesterreich nur mit Nüchternheit zu betrachten, so ist es doch für uns nicht möglich, den Schrei der Entrüstung zu ersticken.

Aber freilich kann das Schreien allein nicht helfen. Die Slaven sind in der Ueberzahl, durch zwanzig Jahre ließ die Regierungskunst sich angelegen sein, dieser Ueberzahl auch die Macht in die Hände zu spielen, und die meisten Deutschen schieden sich heute mit tiefer Niedergeschlagenheit in den Gedanken, daß die Umwandlung Oesterreichs in einen slavischen Staat nicht mehr aufzuhalten sei. Würde diese Entwicklung selbst durch starke Retorsionen um fünf oder sechs Jahre aufgehalten: was wäre damit gewonnen? Ihrem Gustav Freytag genügten in seiner Apologie des deutschen Bürgerthumes Männer, wie sein Fint und sein Anton, als Gegengewicht gegen den vordrängenden Polonismus; bei uns träumt nicht einmal mehr der Romandichter von solchen Möglichkeiten. Und wäre es denkbar, daß wir wieder ein willensstarkes deutsches Kabinet bekämen: wo wäre die Konzentration im eigenen Volke, auf die es sich stützen, und die wohlwollende Hand von oben, die es halten würde? Nach einer Spanns Zeit müßte es wieder weichen und der Slavismus, stark durch seine Zahl wie durch die Begünstigung der Hofburg und Roms, bräche mit verdoppelter Kraft wieder hervor. Zuweilen träumt man noch von Ministerveränderungen; aber ob Badeni oder Thun oder ein Anderer: es sind nur untergeordnete Figuren in dem großen Spiel. Sehen Sie doch, was sich seit Badeni ereignet hat. Wurde den Deutschen nicht nachgegeben, stürzte er nicht ihretwegen und mußte Hals über Kopf Wien verlassen, wurde nicht der versöhnlichere, deutschere Gautsch und dann der jetzige Ministerpräsident Graf Thun berufen, der den Czechen schon einmal den Herrn gezeigt hatte und ihnen tief verhaßt war? Und nun: hat er die polnische Erbschaft ausgeschlagen? Keineswegs; er ist weiter gegangen als Badeni. Hatten dessen Sprachenverordnungen das deutsche Böhmen dem Slavismus preisgegeben, so hat Graf Thun mit dem selben Dietrich auch Mähren und Schlesien dem Czechenthum geöffnet. Und hätte er es nicht gethan, so wäre es ein Anderer gewesen. Die Personen können höchstens Denjenigen interessieren, der die Verschiedenheit der politischen Mittel und Methoden studiren will. Etwa wie Graf Badeni das Abenteuerstück Benjowskis wiederholte, der eines Tages von Sibirien nach Madagaskar kam, um dort zu regiren, und wie der plumpe Sarmate, der Verstellung unfähig, am lichten Tag einen Einbruch versuchte, bei dem er den Hals brach; oder wie der aalglatte Gautsch, Pessimist und Ich-Mensch

zugleich, Ministerpräsident wurde, um eben einmal in seinem Leben auch Ministerpräsident gewesen zu sein, und wie er vermied, politische Absichten zu haben, wo er jede Absicht für ruinös ansah, Rathschläge zu geben, wo ihm aller Rath vergeblich schien, und sich an einem Feuer zu verbrennen, daß er nicht löschen konnte. Und wußte Graf Thun Rath? Ach nein; aber als der gewiegtere Psycholog wußte er, daß der Schauplatz des Volksaufstandes gegen Baden Wien gewesen war: Wien, wo alles Feuer nur Strohfeuer ist, wo die Leidenschaften nicht lange vorhalten und das Wichtigste an Interesse und Nervenreiz verliert, wenn es über die Stunde der ersten Erregung hinaus währt. Graf Baden hatte die Dinge nach Barbarenart mechanisch aufgefaßt und gemeint, daß es leichter sei, ein Gesezchen als einen zusammenhängenden Komplex von Verfassungsgesezen zu konfisiziren, — und Das war eine Auffassung, die in Oesterreich nicht ohne Weiteres lächerlich macht. Was aber wirklich absurd und erbitternd war, Das war, daß er die Polizei ins Parlament führte, um eine neue Geschäftsordnung zu oktroyiren, und damit es der Polizei unmöglich würde, noch einmal ins Haus zu gelangen, sperrte nun sein Nachfolger das Haus und begann, ohne Parlament zu regiren. Das war das Novum, das Graf Thun in die Methode der Krankenbehandlung brachte. Und klagt irgendwer über Ungefeslichkeit? Ist die Verfassung laffirt? Wird contra legem regirt? Keineswegs! Nichts schien ihm auch überflüssiger und schädlicher, als offen zum Absolutismus zurückzukehren, denn eine Aufhebung der Verfassung wegen Unversöhnlichkeit der Parteien im Parlamente wäre, wie er kalkuflrte, das offene Geständniß der Unversöhnlichkeit der Völker gewesen. Wenn man sich erinnert, daß es ein Schönererprogramm giebt, daß die Czechen nach Moskau pilgerten, daß Pater Stojalowski — wie vor ihm der ruthenische Pfarrer Raunowicz — mit Rußland in Verbindung steht, daß die Polen mit jedem ihrer Lieder ihre politische Haltung desavouiren und daß unten im Süden die italienische und die serbische Frage lauert: dann wird man die Angst begreifen, die von dem Schritt zurückhielt, der den mühsällig aufrecht erhaltenen Schein einer Einigkeit der Völker in kardinalen Staatsfragen zerrissen und Europa den Beweis erbracht hätte, daß Oesterreich nur noch mit künstlichen Klammern zusammengehalten sei. Darum versagten sich die absolutistischen Neigungen ihre letzte und sichtbarste Befriedigung, obgleich die Aufregung in der Bevölkerung längst wieder erloschen und Alles eher denn eine Wiederkehr der Straßendemonstrationen zu befürchten war. Und war denn überhaupt dieses letzte drastische Mittel nöthig? Gab es keins, das den Absolutismus zuließ und das den gehassten Namen vermied, das das Parlament bei Seite schob, ohne es zu töten, und das den Obstruktionstürmen ein Ende machte, dieser täglichen Ausstellung unserer Wunden auf einer Schaubühne, auf der nun auch schon physisch Volk mit Volk in der

Person seiner Vertreter auf einander los zu schlagen begonnen hatte? Gab es kein solches Mittel? O ja, da stand der Paragraph 14 in der Verfassung: eine Waffe aus dem Staatsgrundgesetz gegen das Staatsgrundgesetz! In all ihrer professoralen Weisheit hatten nämlich die Gesetzgeber des Jahres 1867 auch den Fall ins Auge gefaßt, daß es nothwendig werden könnte, in Abwesenheit des Reichsrathes unaufschiebbar Verfügungen zu treffen, auch solche, die sonst nur der Legislative vorbehalten sind; und für solche dringende Fälle ward der Regierung das Recht gegeben, unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten und gegen nachträgliche Idemnität Verordnungen zu erlassen: also zu thun, was sie auch thun würde und thun müßte, wenn ihr das Recht dazu nicht ausdrücklich zugesprochen wäre. Denn wenn etwa in Abwesenheit des Reichsrathes die Pest oder die Cholera ausbricht oder wenn in Abwesenheit des Reichsrathes Laibach durch ein Erdbeben in Trümmer gelegt wird und durch Hochwässer in den Alpen Tausende von Menschen ruiniert werden: zweifelt man, daß die Regierung auch ohne spezielle gesetzliche Autorisation Gelder für die Nothleidenden flüssig machen darf? Ja, wäre es nicht die äußerste Pflichtverletzung, wenn eine der ausdrücklichen Autorisation des Paragraphen 14 entbehrende Regierung die nöthige sofortige Hilfe in solchen Fällen aus dem Grunde verweigerte, weil die Verfassung darüber schwiege? Was Paragraph 14 bestimmt, ist also von selbst in dem Begriffe der Regierungsgewalt und ihrer Pflichten enthalten und es war mithin der reine Pickwick-Paragraph; denn ganz so votierten die berühmten Pickwickier ihrem Vorsitzenden das Recht, Briefe zu schreiben und Briefmarken darauf zu kleben. So war denn der Paragraph 14 der selbstverständlichste und überflüssigste Paragraph der Verfassung und er führte durch mehr als dreißig Jahre ein von Ueberschwemmten gesegnetes, herzlich unpolitisches Dasein, bis Graf Thun kam und — nicht einmal mit viel Raffinement — aus dem Nothhälkchen einen Haken machte, an dem er, ob formell ansprechbar oder nicht, das Parlament im eigenen Hause mitsammt der Verfassung aufhing. Um was handelte es sich? Einfach darum, aus dem anwesenden Parlamente, wenn es nicht zu einigen war, ein abwesendes zu machen: und wie leicht geht Das! Man nimmt ihm nichts von seinem Rechten, nennt es weiter „Hohes Haus“ und unterbreitet ihm Gesetzesvorlagen; mag es sie nicht, dann wird es beurlaubt und die Vorlagen treten auf Grund des § 14 in Kraft. Dann wird nach einiger Zeit, wenn das Gesetz es will, das Haus wieder versammelt und die Ratifikation verlangt; alsdann neue Beurlaubung und Verlängerung der Gültigkeitsdauer der „Kaiserlichen Verordnung“. Und auf diesem Rothlarren, der Abhilfe für dringendste Augenblicksbedürfnisse bringen und, so zu sagen, Mundvorrath für die Armen und Elenden herbeischleppen sollte, sitzt also jetzt der ganze Staatsorganismus mitsammt allen Ansprüchen seiner Existenz als Passagier.

Ob es nicht trotz allen Bedenken würdiger gewesen wäre, der Krone zu einem offenen Vorgehen zu rathen? Man wendet noch ein, daß Ungarn sich im Jahre 1867 ausbedungen und im Ausgleichsinstrument es bindend stipulirt habe, Oesterreich dürfe nur verfassungsmäßig regirt werden. Allein die Ungarn sind seitdem davon zurückgekommen, dieser Klausel einen imperativen Charakter beizulegen. Was sie damit gethan haben und zu welchen Folgen Das für sie führen kann, ist eine andere Frage; die Zukunft wird entscheiden, ob es politisch war, dem entwaffneten Todfeind um materieller Vortheile willen die Möglichkeit zu geben, sich wieder zu erheben und neu zu bewaffnen. Aber genug: sie, die durch jene Bestimmung einer absolutistischen Kamarilla in Wien für immer den Boden entziehen wollten, sie, die damit implicite sich selbst das Wort gaben, mit keinem Anderen als einem verfassungsmäßig regirten Oesterreich Gemeinschaft zu halten, sie, die so oft schon mit Separation gedroht hatten, falls diesseits der Leitha die Verfassung angetastet werden würde: jetzt ließen sie sich von Wien aus zu „praktischer Politik“ bekehren; und schon Baden's Pläne wurden von Ungarn aus eifrig gefördert, als Banffy den unnachgiebigen Deutschen unablässig drohte, daß Ungarn im Nothfall auch mit einem nichtparlamentarischen Oesterreich das Ausgleichsgeschäft erledigen würde. Und eben so steht es, nachdem Banffy gestürzt worden ist. Auch dem Grafen Apponyi bangt nicht mehr vor der Wiederkehr einer Kamarilla-Herrschaft in Eisleithanien, auch Koloman und Stephan Tisza sind „praktische Naturen“, denen das wirtschaftliche Moment wichtiger ist als eine große politische Tradition und Maxime, und Herr von Szell wird, wenn es sein muß, mit jedem wie immer gearteten Oesterreich abschließen, ob nun in Form eines von den beiden Parlamenten sanctionirten Ausgleichs oder in Form einer Reihe von Provisorien oder einer Anzahl von Zoll- und Handelsverträgen, wie man sie mit einer auswärtigen Macht eingeht. Was beweist Das? Daß Ungarn zu haben ist und zu haben war und daß es nicht wahr ist, man habe in Wien aus Rücksicht auf Ungarn's Pedanterie zu dem formellen Auskunftsittel des § 14 greifen müssen. Nein, es ließen sich der Krone auch andere Mittel anrathen, sehr viel ehrlichere und würdigere Mittel. Fürst Bismarck sagte es — und es ist wahr —, daß der Kaiser eine außerordentliche Autorität in seinen Landen hat und daß man auch außerhalb unserer Grenzpfähle auf ihn ein besonderes Vertrauen setzt. Wie nun, wenn einige Monate nach Baden's Sturz und nach wiederholt geführtem Beweise, daß das Parlament keiner Aktion fähig ist, eine Kundgebung des Kaisers erschienen wäre, die dargelegt hätte, was die Parteienmuth aus dem Reiche gemacht hat, und daß der um die Freiheiten und verfassungsmäßigen Rechte des Volkes besorgte Fürst dadurch genöthigt worden sei, alle Gewalt wieder an sich zu ziehen, bis die Völker einsehen würden, was jedes durch den Hader mit dem

anderen an sich selbst gesündigt habe? Es bedarf keiner Versicherung, daß mich persönlich als konstitutionell gesinnten Bürger schon der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit mit Trauer erfüllt. Aber Jedermann hätte in der gegenwärtigen Situation begriffen, daß eine von dem Fürsten so motivirte Diktatur keine Befriedigung absolutistischer Gelüste sei und daß sie kein anderes Ziel verfolge als das, rasch zu enden. Im Auslande aber hätte ein Staat nur an Achtung gewinnen können, dessen Unterthanen durch den gefährlichsten Schritt, den ein Monarch thun kann, in ihrem Vertrauen zu ihm nicht erschüttert, sondern befestigt worden wären. Allein natürlich hätten die Rathgeber der Krone auch fähig sein müssen, solche Akte der Großherzigkeit in ihren politischen Wirkungen zu begreifen; auch hätten diese Rätthe nicht im Voraus von einer besonderen Sympathie für den einen und einer eben solchen Antipathie gegen den anderen Streittheil befeelt sein müssen; und endlich hätte ein solches Beginnen, wenn es nicht die schöne Einkleidung eines verbrecherischen Unrechts werden sollte, eine bei uns gänzlich unbekannte Fortsetzung verlangt. Da den verbitterten Nationen der wechselseitige Haß tief im Blute sitzt und das Ansehen jedes Anderen Dem gegenüber ohnmächtig ist, hätte der Monarch in eigener Person das Friedenswerk übernehmen müssen. Es giebt kaiserliche Sitze in Böhmen; bräuchte der Fürst dort, wie bisher in Gödöllö und Fisch, einen Theil des Jahres zu und versuchte geduldig und langmüthig, durch Störrigkeit, Troß und Widerspruch weder erzürnt noch abgeschreckt, selbst der Verkünder seines Versöhnungsgedankens zu sein und überall mit der selben Beharrlichkeit auf die Parteiführer und ihre Gefolgschaften, ja, auf die Kleinen und die Kleinsten im Volke zu wirken: der Uebersetzungsgabe seiner Autorität und seiner weißen Haare gelänge es vielleicht, die in Wuth verhärteten Gemüther rechts und links zu erweichen und die Streitenden zusammenzuführen . . . Aber solche Gedanken werden hier, in dem Lande des Kleinmuthes, verlacht und höhnißch in die Kinderfibel verwiesen; deshalb vertrat man sich lieber hinter den § 14, mit dem jetzt Oesterreich regirt wird. Und während seiner Herrschaft werden Besuche bald mit dem liberalen Herrn von Chlumetz, bald mit dem prager Herrn Schlesinger ausgetauscht, — nur, damit es aussehe, als ob man noch mit den Deutschen ernstlich verhandle und damit das naive Ausland glaube, es stände bei uns noch nicht so schlecht. Denn wo Verhandlungen gepflogen werden, da zerschlägt man einander wenigstens noch nicht die Köpfe; und so lange man an einem Tisch sitzt, scheint eine Versöhnung immer noch denkbar.

Und was sagt die Bevölkerung dazu? Thörichte Frage! Die slavische ist zufrieden und die deutsche ist ohnmächtig. Erwartet das Slaventhum doch geradezu von dieser Politik, daß sie ihre Absichten krönt, und sieht schon das wiener Parlament zertrümmert. Vor zwanzig Jahren betrat Graf

Laaffe den Weg der Schachergeschäfte mit den Slaven; aber damals standen die Czechen noch schüchtern an der Thür und Graf Laaffe war Diplomat genug, ihnen den Wiedereintritt in das Parlament und ihre Abstimmungen nicht gleich voll zu vergüten, sondern von Fall zu Fall in kleiner Münze zu lohnen. Diese Klugheit, sie immer bei Appetit zu erhalten, erstarb mit ihm, und womit er sie stückweise durch Jahrzehnte gekübelt und gefüttert hätte, Das wurde ihnen eines Tages in einem einzigen großen Kloß verabreicht, — und seitdem giebt man ihnen noch täglich mehr. Sie hatten unter Badeni im Justizministerium den ihnen freundlichen Grafen Gleispach; als Badeni fiel, wurde Gleispach zur Leitung der steirischen Gerichte berufen und flovenisirt jetzt Südböheim. Unter Badeni ergingen die Sprachverordnungen für Böhmen, nach ihm wurden sie auf Schlesien ausgedehnt. Unter Badeni hatte der Oberste Gerichtshof die Einschmuggelung des Czechischen in die geschlossenen deutschen Sprachgebiete als illegal zurückgewiesen und unter Thun trat der Czeche Habietinel, Minister im Kabinet Hohenwart, an die Spitze des Obersten Gerichtshofes, der die frühere Entscheidung umstieß und die Sprachverordnungen für gültig erklärte. Ein unbekannter Gerichtsrath ersann eine passende Motivirung — er verfiel auf ein Reskript Kaiser Ferdinands aus dem Jahre 1848! — und wurde dafür Vizepräsident des prager Oberlandesgerichtes. Und noch andere, eben so sprechende Thatfachen! Der polnische Bauer Potoczki war der Erste, der in den Stürmen unter Badeni mit der Faust auf das Haupt eines deutschen Abgeordneten dreinschmetterte; unter dem neuen Regime schlug Graf Thun Herrn Potoczki für das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone vor. Herr Abrahamowicz war der Präsident, der unter Badeni dem Parlament die gescheiterte Geschäftsordnung ostrotriren wollte und die Polizei herbeirief: jetzt wurde er Geheimrath und Excellenz. So werden die Czechen, wie Alles, was zu ihnen hält, begünstigt. Naturgemäß bleiben die autonomen staatlichen und städtischen Behörden nicht zurück. Bei Offertauschreibungen bevorzugen sie in Böhmen den czechischen Lieferanten, bei hundert Darlehnsklassen den czechischen Gewerbetreibenden, Landwirth und Fabrikanten, — warum sollte also der Czeche mit dieser Politik nicht zufrieden sein? Für den Deutschen aber ist unter solchen Umständen zu dem Schmerz über den Untergang des alten Charakters des Gesamtstaates ein neues Leid hinzuge treten: die Existenzsorge beginnt ihn zu quälen. Früher war er überall im Reiche lebens- und heimatberechtigt; nach einander gingen ihm Ungarn und Polen verloren und jetzt steht die Freizügigkeit für ihn überhaupt nur noch auf dem Papier. Wenn selbst der Deutschböhme sich mit dem Czechischen befreundet wollte: für den wiener, den tiroler, den steirischen Deutschen wird Böhmen ein verschlossenes Land. Und wenn der Deutschböhme trotz der Kenntniß des Czechischen in seinem Lande hungert: nach Süd-

Steiermark, Krain, Triest, Südtirol kann er nicht wandern, weil es ihm an der Kenntniß des Slovenischen, Italienischen, Kroatischen fehlt. So bleibt Jeder an seine eigene Scholle gebunden und leider wird diese nicht in der Provinz allein, sondern auch hier in Wien schon zu eng, um all die vielen Brod-Frischenden zu ernähren. Aerzte, Advokaten, Techniker, Lehrer der verschiedenen Grade, wohin mit ihnen? Hinab ins Proletariat!

Muß man noch vollständiger sein, an den sonstigen wirtschaftlichen Zustand, an die geistige Verfassung hier erinnern, an den Klerikalismus, der wieder an der Herrschaft ist, und an die Führerlosigkeit, die Rathlosigkeit, die unsägliche Zerrissenheit der Deutschen? Der politische Diagnostiker wird leicht darzulegen vermögen, daß Dies die natürliche Folgen früherer politischer Verschuldungen sind. Zugegeben. Aber was beweist Das? Ist die Lage darum eine bessere, wenn uns die Wurzeln bekannt sind, aus denen die Krankheit stammt?

Wien.

Michel von Wien.



Kämpfender und passiver Realismus.

Die Garborg hat einmal die Kunst den freien Ausdruck der Menschenseele genannt; selbst „kranke“ Lieder singe sie mit unbestreitbarem Rechte; wenn die Zeit krank sei, so müsse sie auch kranke Lieder singen. Zeigt sie selbst die Anzeichen von mißmuthiger Enttäuschung und von Verfall, so trete Das in der Literatur zu Tage, — müsse zu Tage treten.

Ich antwortete darauf, wenn die Zeit krank wäre, dann müßten wir Alle bis auf den letzten Mann gegen die Krankheit kämpfen, und wenn die geistige Seuche der Zeit in der Dichtung hervortrete, dann müßten wir sie gerade hier mit aller Macht angreifen.

Die Psychologie lehrt, daß in der Regel jede Vorstellung mit einem Element des Willens verbunden ist. Der menschliche Gedanke ist seinem Ursprunge nach nicht passiv beschaulich. Wie Pallas Athene springt er gerüstet aus dem Hirt hervor, wenn auch nicht gleich ihr in voller Rüstung geboren.

Der Verfall oder das sogenannte Dekadente in einem großen Theil der modernen Literatur besteht meiner Meinung nach hauptsächlich darin, daß die Dichter versucht haben, den Gedanken zu entwaffnen, versucht haben, eine unfriederliche und waffenlose Vorstellung des Lebens einzuführen. „Nous sommes et nous resterons des bêtes, et l'instinct nous domine“, sagte Guy de Maupassant. Und Das ist das Motto für Alle, die den menschlichen Gedanken in

ihren Dichtungen stillschweigend oder gar mit lauter Stimme seiner Souverainität entsetzten. „Laster und Tugend sind eben so natürliche Produkte wie Vitriol und Zucker.“ „Im Reiche der Natur giebt es keinen Schmutz.“ „Es giebt nur ein vollkommenes Wesen und Das ist die Natur.“ „Ihr Widerstand zu leisten oder sich über sie zu beklagen, wäre kindisch und thöricht.“ So hatte sich einst Taine geäußert. Zola legt seinem Dr. Pascal die Worte in den Mund: „Ich fange an, zu glauben, daß es am Besten ist, der natürlichen Entwicklung ihren Lauf zu lassen. . . Kann es ein löbliches Beginnen sein, die Natur verbessern, in ihr Werk eingreifen, ihre Absichten durchkreuzen zu wollen?“

Solche Anschauungsweise mußte auch dem artistischen Wahn besonders willkommen sein, den Arbeiten und Kämpfen der bürgerlichen Gesellschaft fern zu bleiben, sich über den ganzen „menschlichen Ameisenhaufen“ zu erheben, die Perspektive zu genießen und sich an die artistische Wirkung der angeschauten Vorgänge zu halten. Man denke an den Helden in Ibsens prächtigem Gedicht „Paa Vidderne“ (Auf Hochgebirgsweiden).

Der Realismus, der die Uebel des Lebens nur konstatiren und anschaulich schildern will, beruht auf einer Abschwächung der Kampflust gegen das Kranke. Er unternimmt eine Reinkultur von Wirklichkeitsbildern, die, so weit irgend möglich, von dem normalen Willenselement der Vorstellungen befreit sein sollen. Was von Kampflust übrig bleibt, richtet sich nicht gegen die moralischen Krankheiten, sondern gegen das Nicht-Künstlerische.

Eben so wie der selbe Luftdruck in unseren Zimmern herrscht wie draußen im Freien, so pflegt meistens in der Literaturkritik sich die selbe Richtung geltend zu machen wie in der Literatur selbst. Daher Zolaubert: „Man muß Literaturkritik ohne jede moralische Vorstellung ausüben.“ Er wollte, wie Taine, daß die Kunstkritik sich die Naturwissenschaft zum Vorbild nähme. „Wenn man eine Zeit lang den menschlichen Geist und seine Schöpfungen mit eben der Unparteilichkeit behandelt haben wird, mit der man in der Naturwissenschaft die Materie studirt, so wird man einen gewaltigen Fortschritt zu verzeichnen haben. Das ist das einzige Mittel, das der Menschheit ermöglicht, sich ein Wenig über sich selbst zu erheben.“ Der französische Naturalismus, der einen so großen Einfluß auf die Meisten unserer Autoren und Kritiker gehabt hat, stützte sich also auf die Illusion, daß es ganz besonders „naturwissenschaftlich“ wäre, eben so unparteiisch auf das Menschenleben zu sehen wie auf die physischen Phänomene. Aber auch der Naturforscher hat von je her Partei ergriffen, nämlich die Partei des Menschen, und versucht, die Naturkräfte zu bezwingen. Von je her hat die Naturwissenschaft Krieg geführt, so unausgesetzt, wie die Römer einst mit den Barbaren. Nur daß der Krieg der Naturwissenschaft unendlich größer und schöner gewesen ist, — der gewaltigste Eroberungskrieg der Geschichte.

Nichts ist belehrender, als daß selbst in Frankreich wissenschaftliche Kämpfer wie Pasteur und Genossen zu gleicher Zeit mit Zola und Maupassant lebten.

Zola berief sich auf Claude Bernard, den Begründer der experimentalen Medizin. Aber gerade Claude Bernard sagt: „Die aktive Rolle der experimentalen Wissenschaft bleibt nicht bei den physisch-chemischen und physiologischen Wissenschaften stehen; sie erstreckt sich auch über die historischen und moralischen Wissenschaften. Man ist zur Einsicht gelangt, daß es nicht genügt, dem Guten

und Bösen gegenüber unbetheiligter Zuschauer zu bleiben . . . Die moderne Moral erstrebt eine bedeutendere Rolle: sie forscht nach den Ursachen, sucht sie zu erklären und auf sie einzuwirken; sie will mit einem Wort das Gute und das Böse beherrschen, das Eine hervorrufen und entwickeln und das Andere bekämpfen, um es auszurotten.“ Die Streitbarkeit und das Siegesbewußtsein der modernen Naturwissenschaft wehen uns aus diesen Worten entgegen.

Wollen wir eine Dichtung, die der Naturgeschichte des Lebenden entspricht, so muß sie eine Kampfesdichtung sein. Es ist unnatürlich, wenn der Dichter versucht, neutraler Zuschauer zu bleiben. Die Kunst kann sich nicht vom Leben fernhalten, also auch nicht vom Kampf um das Leben und eben so wenig von der Moral, die einen wesentlichen Theil unseres Kampfes um das Leben ausmacht. Die Künstler müssen einen Platz unter dem Militäradel der Neuzeit fordern; denn sie haben den Adel und die Pflichten der Begabung. Sie müssen in den gewaltigen unblutigen Krieg der Gegenwart ziehen, in dem schon die Gedanken Geschosse sind, die weit tiefer eindringen als das harte Metall.

Die Naturwissenschaft hat uns neue, großartige Perspektiven in das unendlich Große und in das unendlich Kleine eröffnet. Früher wußten die Menschen nicht, daß sie im Verhältniß zu den gewaltigen Räumen und Zeiten der Natur nur Eintagsfliegen oder flüchtige Flocken sind. Als es galt, den Erdbörper abzufühlen und bewohnbar zu machen oder lebende Wesen von mehr und mehr zusammengefügter Art zu erzeugen, eilte die Natur nicht. Ihre unbewußten Kräfte werden ja nimmer milde, während wir schon ermatten, wenn wir nur an den unsahbar großen und langsamen Prozeß der Entwicklung denken.

Die Mehrzahl der nervösen Menschen unseres Jahrhunderts wurde durch diese kolossale Zeitererschwendung der Natur und durch ihren nach allen Richtungen hin verschwenderischen Haushalt völlig verwirrt. Wenn die Erde zur Wohnstätte für die Menschen bestimmt war, wozu dann alle die anderen Thierarten? Die Unmenge von Pflanzen ließe sich eher erklären. Sie gehören ja mit zur Ausschmückung unserer Wohnstätte und sammeln auch Sonnenwärme für uns auf, haben sie sogar in unterirdischen Kellern für uns aufgespeichert. Das können wir uns also gefallen lassen. Allein was soll dieser Haufe von Thieren, die uns eine Menge von Beschwerden verursachen und leben wollen wie wir selbst?

Je mehr die Naturwissenschaft über die Natur siegte, desto größer wurde die Zahl neuer Feinde, die vor unseren Blicken auftauchten. Ob es eigentlich einen Zweck haben konnte, gegen die Natur zu kämpfen? Ob uns überhaupt die Erde gehört? Schon lange, ehe wir zum Tisch des Lebens geladen wurden, sind so unendlich viele andere Gäste gebeten worden. Die Natur ist gastfrei und führt ein großes Haus; aber man kann sich nicht so leicht bei ihr heimisch fühlen. Ob sie nicht doch vielleicht zu Viele eingeladen hat?

Es ist mehr als zweifelhaft, ob wir an Noahs Stelle Exemplare von allen erreichbaren Lebewesen auf die neue, gereinigte Erde mit hinüber genommen hätten: aber nun sind sie einmal da und wir müssen mit ihnen auskommen, so gut es eben geht. Vielleicht ist es das Beste, die Natur für das Ganze sorgen zu lassen und uns nicht zu viel einzumischen. Das waren drückende Gedanken. Vielen verschaffte es Erleichterung, die Natur noch größer zu machen, als sie in Wirklichkeit ist, und den unbewußten Naturkräften Etwas von der

Geschlossenheit und dem Zusammenwirken des menschlichen Organismus zu leihen. Man erneuerte den alten Gedanken, daß die Natur ein großes, allwirkendes Wesen sei. Eine einzige gewaltige Maschine, an der wir Menschen nur als ganz kleine Rädchen oder vielleicht auch nur als empfindliche Zeiger oder Schlagwerke fungiren. Unser Gefühl und unser Bewußtsein registriren einen Theil Dessen, was in der Natur vorgeht, ohne doch entscheidenden Einfluß zu besitzen. Der Gedanke ist ein passiver Zuschauer. Die Naturwissenschaft trägt jedenfalls indirekt zum Theil Schuld daran, daß die halb mythologische Auffassung, die die alten Stoiker von der Natur hatten, wieder auftauchte. Der große Gedanke von der Einheit der Natur ist von je her mythischen Verzerrungen ausgesetzt gewesen. Hinzu kam, daß wirkliche Naturforscher von Rang, so z. B. Huxley, hin und wieder Behauptungen aufstellten, wie: „Das Bewußtsein der Thiere ist eben so wenig im Stande, ihren körperlichen Mechanismus zu modifiziren, wie die Dampfpfeife auf die Bewegung der Lokomotive einzuwirken vermag“ und: „Die Seele steht zum Körper im selben Verhältniß wie das Schlagwerk einer Uhr zu deren gesamtem Mechanismus. Wir sind bewußte Automaten.“ Aber wozu haben wir Bewußtsein, wenn die Natur selbst nur ein gefühlloses Uhrwerk ist? Weshalb sollen wir mit unseren Schmerzensrufen Alarm schlagen, wenn dies Läuten keinen Werth hat? Weshalb soll unser Bewußtsein Etwas registriren, wenn unsere Gedanken nicht dazu dienen, den Gang der Maschine zu kontrolliren?

Ja, sagte man, unser Bewußtsein ist nur eine Laune der Natur, ein Zufall, un *accident heureux*, ein glänzender Luxus. Der menschliche Gedanke wurde für diesen mythologischen Determinismus etwas Abnormes. Renan und Andere meinten, unser Bewußtsein sei eine krankhafte Erscheinung, eine Gehirnkrantheit. Die Natur habe nicht gewollt, daß wir irgend Etwas fühlen sollten, weder Freude noch Schmerz. „Wie die Perle nur eine Krankheit der Perlmuschel ist, so ist auch das Bewußtsein (oder die Seele) in unserem Inneren eine Krankheit: die Perle der Natur.“ So sprach Renan mit volltönder Stimme. Also unsere Mutter, die Natur, war eine dumme, kranke Muschel und unser Gefühl, unser Gedanke ist ein prachtvoller Abzef.

Der menschliche Gedanke mit all seinen Sehergaben sollte nicht viel mehr sein als die großen Feueraugen der Lokomotive, nicht im Stande sein, die Maschine vorwärts zu bewegen oder anzuhalten, nicht die Macht besitzen, einen Zusammenstoß oder eine Entgleisung zu verhüten! Und doch lehrt die Erfahrung, daß es weder einen Gedanken noch eine Vorstellung ohne bewegende Kraft giebt. Der Gedanke ist mit physisch bewegender Kraft unlösbar verbunden, obgleich diese auch durch eine andere Kraft neutralisirt werden kann, die mit anderen Vorstellungen verknüpft ist. Wäre die unbewußte Kraft einzig ausschlaggebend und unser Bewußtsein nur ein Schatten, so würde es ein schädlicher Luxus sein. Könnte das Gehirn das Ganze eben so gut ohne Bewußtsein verrichten, so sind wir anzunehmen genöthigt, daß das Bewußtsein gleich einer anderen Krankheit — Perle oder Nichtperle — längst aus dem Organismus ausgestoßen worden wäre. Im Kampf ums Dasein muß das Bewußtsein entweder nützlich oder schädlich gewesen sein. Jedes Organ und alle Theile eines solchen, die keinen Nutzen bringen, sind auf die Dauer schädlich und verschwinden mit der Zeit, wenn auch langsam. Aber das thierische Bewußtsein hat mehr und mehr zu-

genommen*). Und diesem Bewußtsein hat es der Mensch zu verdanken, daß er die Hegemonie über alle anderen Bewohner des Erdballs erlangt hat.

Wäre das Denkorgan unnütz, besäße es keine wirksame Kraft, so würde es auf der Hand liegen, es allenfalls mit dem Schwanzwirbel zu vergleichen, der bekanntlich den untersten Theil des Rückgrates bildet.

Es wird angenommen, daß zur selben Zeit, wo die Vorderbeine sich zu Armen gestalteten, der Schwanz überflüssig und unnütz, folglich auch schädlich wurde. Für diejenigen Geschöpfe, die aufrecht gingen, war es nicht angenehm, auf diesem Anhängsel zu sitzen oder mit ihm zu fallen, — und er verschwand bis auf das übrig gebliebene rudimentäre Gebilde.

Aber das Bewußtsein ist ein Antipode des Schwanzes. Es wohnt in der Hirnschale, die die Krone des Rückgrates darstellt und immer mehr erweitert und zur Wohnstätte für eine immer größere Anzahl von Gedanken geworden ist. Die Entwicklungsgeschichte zeigt, daß das Gehirn beinahe in dem selben Maße wuchs, in dem der Schwanz abnahm. Sicher ist das Gehirn dadurch gewachsen, daß der Gedanke einen immer größeren und feiner zusammengesetzten Apparat zur Leitung der Glieder nötig hatte und daß er gleichzeitig eine immer größere Zahl der ihn umgebenden Naturkräfte sich unterwarf.

Wenn also die Natur — um die bequeme Personifikation beizubehalten — an der Zunahme der Denkfähigkeit mit einer so hartnäckigen Ausdauer während Hunderttausender von Jahren gearbeitet hat, von dem Ausdämmern der ersten Empfindung bei den niedrigsten Thierarten bis zur höchsten Stufe des heutigen Bewußtseins, so ist es unmöglich, sich Das als einen fortschreitenden Krankheitsprozeß vorzustellen. Eben so wie sich Renan persönlich als reichen Erben einer ganzen Reihe von Ahnen fühlen konnte, die Geisteskraft erspart und aufgespeichert hatten, damit er eine gewaltige Summe auf einmal verausgabte konnte, so können wir Alle uns als Erben fühlen, für die die Natur Tausende und Abertausende von Jahren hindurch gesammelt hat. Für uns sind, dank einer genialen Zusammensetzung, die Kräfte der unbewußten Natur zu Gefühl und Gedanken geworden. Wir gehören zu den Gästen, die zu allerlezt gekommen sind; aber es wurde uns doch der Ehrenplatz eingeräumt. Der vornehmste Gast kommt immer zulezt; und Das ist vielleicht ganz in der Ordnung.

Unsere Seele ist nur ein kleiner Tropfen. Aber sie kann Sonne und Sterne widerspiegeln. Die Natur weiß nicht, wie groß sie ist. Aber wir wissen es. So etwa sprach Pascal. Die Natur wußte es nicht, bevor wir kamen. Wir sind ihr scharfes Auge hier auf diesem Himmelskörper. Ehe wir kamen, tappten ihre großen Kräfte im Finstern umher, stießen zusammen und hinderten einander. Der Gedanke hat die Gabe, die Kräfte zusammen wirken zu lassen. Seine Hauptkraft besteht darin, zu verbinden, zu „affoziren“. Wir lösen Verbindungen nur auf, um sie besser zu knüpfen. Wir zwingen die Kräfte der Natur, harmonisch für uns zusammenzuklingen. Das Endziel aller Ideale ist die Harmonie zwischen den menschlichen Kräften und allen übrigen Kräften in der Natur. Unser Organismus ist in gewisser Beziehung eine Maschine, in der der Maschinist

*) Diesen Gedankengang hat William James in seinen „Principles of Psychology“ überzeugend entwickelt.

wohnt, — im Wesentlichen eine Idealisirungsmaschine. Wir sind da, um die Natur zu idealisiren. Der Gedanke ist unser Versuchslaboratorium. Hier werden die Dinge zuerst umgeformt und verbessert; später draußen in der äußeren Wirklichkeit. Der Gedanke ist die umgestaltende Macht.

Man hat die ganze Natur mit einer Maschine verglichen. Aber Maschinen sind ja das Werk des menschlichen Gedankens. Nichts beweist Das besser, als daß selbst die Physik nicht aufhören kann, die Natur zu idealisiren, und zwar gerade durch richtiges und realistisches Denken. Die Maschine ist ein Stück menschlich geschaffener Natur. Eine Dampfmaschine im Betrieb ist eine Verbindung unbewußter Stoffe, die von einem menschlichen Gedanken geleitet wird. Feuer und Wasser, die man sich früher als Erbfeinde dachte, wirken vereint, um eine junge, elastische Kraft zu erzeugen, die beide Eltern übertrifft und mit geringer menschlicher Unterstützung übermenschliche Arbeit verrichtet. Wehlich ist es in der Botanik, die unausgesetzt eine Menge Pflanzen idealisirt, vereinfacht und variiert. Die Zoologie kann nicht davon absehen, die für uns nützlichsten Thierarten und im Laufe der Zeit hoffentlich uns selbst zu idealisiren. Die Hausthiere werden kräftiger und schöner durch künstliche Auswahl und sorgfältige Züchtung. Und endlich verlangt die Wissenschaft, daß wir mit uns selbst experimentiren sollen, wenn auch nicht gerade auf die selbe Weise wie mit den Hausthieren, die unsere Sklaven sind. Die Wissenschaft vom Menschen wird mehr und mehr praktisch und drängt zur Entwicklung einer höheren Menschenrasse.

Die unbewußte Natur hat Fehler begangen, die wir vermeiden können. Der Gedanke erhellt unseren Weg wie die beiden Feueraugen der Lokomotive, nur mit dem Unterschied, daß die Feueraugen des Gedankens zugleich die Maschine leiten und sogar ihre Fahrgeschwindigkeit erhöhen. Ja, der Gedanke wird schließlich der alleinige Maschinist.

Die verhältnißmäßig passiv beschauende Dichtung steht im Zusammenhang mit der Unterwerfung unter die Allmacht der nicht-menschlichen Natur. In diesem Sinne verdient sie den Namen „Naturalismus“. Aber diese Kunst verkennt die Kraft des menschlichen Gedankens. Deshalb mußte sich ihr Dichtergedanke damit begnügen, die Rolle des passiven Zuschauers zu spielen, und deshalb wurden ihre Gestalten willensschwach, theilweise sogar „moralische Idioten“, ohne normale Kampflust gegen das Krankhafte.

Einem neuen Glauben wird eine neue aktive, vorwärts stürmende Kunst folgen. Der Dichter wird sich nicht mehr darauf beschränken, Thatfachen zu reproduziren, sondern selbst neue Thatfachen produziren und durch das Studium Dessen, was bereits vorhanden ist, Dasjenige schaffen, was vorhanden sein sollte.

Die Naturwissenschaft hat uns gelehrt, daß die große Zeit der Schöpfung noch nicht vorüber ist. Die Schöpfung geht heute vor sich wie zur Urzeit. Die Welt ist jung und reich an noch unerschlossenen Lebensformen und der menschliche Gedanke wird mehr und mehr dazu befähigt sein, am Werke der Schöpfung thätigen Antheil zu nehmen. Der Naturalismus hat tiefe Wurzeln geschlagen. Aber eine neue Idealkunst, ein neuer Humanismus wird aus dem Glauben an die schöpferische Kraft des menschlichen Gedankens erblühen.

Dr. Christian Collin,
Dozent an der Universität Christiania.

Selbstanzeigen.

Kirchenglaube und Vernunftreligion oder Christenthum Christi. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von J. G. Fintel. Preis geh. 1,20 Mark.

Diese Schrift, die nach zwölf Jahren in zweiter Auflage erscheint, bestätigt in eingehender Darlegung Moltes Aussage, daß das erziehlische und religiöse Element in allen Religionen die Moral ist. Sie geht aber noch einen Schritt weiter und versucht den Nachweis, daß Jesus selbst nicht Glaubens-, sondern Sittenlehrer war, daß das Christenthum Christi keine Dogmen aufstellt und daß alle kirchliche Dogmatik auf Mythologie hinausläuft.

Indem sie die Begriffe Religion und Glauben scheidet, die Mission Jesu darlegt und wahres und falsches Christenthum charakterisirt, will sie die Religion auch den wissensstarken, denkenden Zeitgenossen wieder näher bringen und sie, im Gegensatz zur Kirche, die keinen erziehlischen Einfluß mehr ausübt und nur noch terrorisirt, von Neuem zu einer heiligenden und einigenden Macht über die Gemüther der Menschen erhöhen.

Die lange vernachlässigte religiöse Frage hat neue Bedeutung gewonnen; in ihr wurzeln nach meiner Auffassung auch alle politischen und sozialen Fragen und das Bewußtsein dämmert auf, daß noch kein Volk auf die Dauer geblüht hat, das keine einheitliche Weltanschauung besaß. Der Ruf: „Los von Rom“, d. h. vom lebendigen Papste, genügt angesichts der Fortschritte der Naturwissenschaft, der historischen Kritik und der vergleichenden Religionsgeschichte nicht mehr. Auch der papierne Papst muß fallen. Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach.

Leipzig.

J. G. Fintel.



Im Hörselberg. Lustspiel. Verlag von Schöpping, München.

Aus zwei Gegensätzen entsprang dieses Werk. Aus einem bitteren Lachen über die hohen und feierlichen Worte einer Gesellschaft, die mit Allem, sogar mit ihren Idealen, ein kindliches Spiel treibt, und aus einer warmen Freude an der Natur, die so wunderbar gelassen über pathetische Hochsprünge und Geberden hinwegschreitet zu ihren ewig gleichen Zielen. Technisch stehe ich auf dem Standpunkt, daß jede Kunst, die zur Menge spricht und von ihr begriffen werden soll, der überlieferten guten Konventionen um so weniger sich ent schlagen darf, je höhere Ansprüche an ein schnelles und richtiges Verständniß gestellt werden.

München.

J. Merkl.



Traum und Wahrheit. Gedichte einer einsamen Seele. Deutscher Autorenverlag, Berlin.

„Meine Liebe, wie konnten Sie nur solche Sachen schreiben?“ säuseln alle „jungen Mädchen zwischen vierzig und fünfzig“ und wenden sich schauernd von Einer ab, die sich frei und frank eine alte Schachtel nennt. Und noch etwas Schreckliches für zartbesaitete Gemüther, die so gern das Leben — der andern Leute wohl gemerkt! — durch die rosigste Brille sehen: ich nenne offen mein

Schicksal ein hartes und schweres, ohne irgend einen „versöhnenden Abschluß“. Der für mich versöhnende Abschluß ist es ja nicht für solche Damen! Für sie ist der Tröster, der den Rüben sein Schummerlied singt, ein schenliches Gerippe, vor dem sie sich fürchten, obwohl sie von dem selben Gerippe erwarten, daß es ihnen die Pforte zum Himmel erschließt. Denen, die ihn kennen, so wie ich, den Stillen, Bleichen mit den nachtdunklen Augen, und die sich der Stunde freuen, da er sie befreien wird, sind meine Verse zugebacht.

Düsseldorf.

Anna von Krane.



Gaiot. Die Liebe zweier Weltkinder. Leipzig, Verlag von Walther Fiedler.
Preis 3,50 Mark.

Mit diesem vierten Epos in der Sangesweise meines verewigten Landmannes Josef Victor von Scheffel trete ich aus dem leisen Bann der Romantik, der die „Nachtigal von Sesenheim“ und den „Pfeifer von Dusenbach“ beherrschte, auf das freie Feld realistischer Moderne, die sich die Hörner abgestoßen hat, ohne deshalb zum philiströsen Schaf zu werden. Für fromme Leute, für Freunde der Lex Heinze und für Leser von Traktätchen ist mein Hohenlied der „freien Liebe“ nicht geschrieben: es erzählt eine mit Humor durchwürzte, aber ernste Geschichte vom Rechte des Herzens, die in jedem Zuge erlebt ist, wenn sie sich auch nicht slavisch an das wirkliche Begebniß hält. Die Lüge des Eheringes, ein seltsam Kapitel . . . Mein Lied hält es mit Konrad Telman: „Frei sich gefesselt finden, Das muß wohl Liebe sein!“

Gustav Adolf Müller.



Schicksale einer Seele. Verlag von S. Fischer, Berlin.

In drei Romanen wollte ich drei Frauengenerationen des neunzehnten Jahrhunderts schildern, deren Repräsentantinnen, den Durchschnitt zwar überragend, doch Typen ihrer Zeit sein sollten. Ich wollte sie schildern, aufsteigend aus dem ersten Dämmern des Morgenrauens der Erkenntniß bis zum hellen, verheißungsvollen Frühlicht, das den Glanz der Mittagssonne ahnen läßt, die erst über den Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts aufgehen wird. Der Roman „Schicksale einer Seele“ hätte der erste in der Reihenfolge sein müssen. Er erzählt das Leben einer Frau, die heute in den sechziger Jahren stehen würde. Er will ihr anfangs noch dunkles Ringen um ihrer Seele Sein oder Nichtsein veranschaulichen. Sehnsüchtiges, leidenschaftliches Suchen nach sich selbst ist das Wesen dieser Frau, ein Drang, aus dem vegetativen Dasein, aus den kalten Schatten der flachen Ebene hinauszugelangen, hinauf zu den in der Sonne sukelnden Gipfeln. Eine Fremde, die eine Heimath sucht, eine von der Sinnenwelt Enttäuschte, die schließlich, von geheimnißvollen Ahnungen durchzittert, ins Ueber sinnliche hineindämmert. Die theoretische Erkenntniß, zu der ihre Intelligenz gelangt ist, bleibt fruchtlos, mußte fruchtlos bleiben, weil der Weg zum Ziel — Befreiung der ureigenen Individualität aus der Vergewaltigung der Jahrhunderte — noch in dämmernde Nebel gehüllt, weil die Zeit für die Wirk-

lichung ihrer Ideen noch nicht erfüllt ist. Zu dem zweiten Roman: „Sibilla Dalmar“ (er ist vor zwei Jahren erschienen) hatte ich das Lebensbild einer Frau, die heute etwa vierzig Jahre alt sein würde, gezeichnet. Der Weg, der zum Ziele führt, liegt schon klar vor den Augen der Heldin, er ist aber uneben, bornig, gefahrvoll, beschreitbar nur für energische Charaktere, denen Schwierigkeiten ein Sporn zum Vorwärtsdringen sind. Diesen sonnenlosen Weg zu gehen, war über Sibilla Dalmars Kraft. Der dritte Roman „Christa Rubens“ wird der eben aufblühenden jungen Generation gewidmet sein. Meine drei Frauen-Generationen würden also die Lebensbilder von Großmutter, Tochter und Enkelin entrollen. Alle drei Romane dienen der Illustration des pindarischen Spruches: „Werbe, die Du bist!“
Hedwig Dohm.



Maifrost.

Die Firma John Henry Schröder & Co. gilt seit Jahrzehnten als das vornehmste deutsch-englische Haus. Jetzt läßt sie ruhig geschehen, daß ihr guter alter Ruf dazu dient, die Trust-Aktien des amerikanischen Kupferringes auch in Europa abzusetzen. Seine eigenen Milliarden scheint Mr. Rockefeller, der Petroleum-König, an den Kupferring nicht wagen zu wollen; er wendet sich an das Publikum und hat die Kühnheit, in einer Zeit, wo große und wichtige Theile der europäischen Industrie schon unter der ungeheuren Vertheuerung des Kupfers leiden, Aktien im Betrage von 75 Millionen Dollars in Europa anzubieten, um seinen Ring zu Stande zu bringen. 75 Millionen Dollars: so ist es in dem Prospekt nachzulesen, der jetzt in englischen und deutschen Zeitungen veröffentlicht wird, und noch hat bisher kein Blatt gegen diese Zumuthung protestirt, trotzdem, wenn der Ring bricht, die Aktionäre den Schaden haben. Aber es scheint doch, als ob John Henry Schröder & Co. kaum mit der einfachen Bemerkung im Prospekt, daß sie von Dewison Brothers in New-York zur Entgegennahme von Zeichnungen beauftragt seien, auskommen werden. Vor einer dreifachen Steigerung ihrer Selbstkosten steht heute die Industrie: durch den hohen Zinssatz, dessen vorübergehende Erleichterung nur wenig bedeuten kann, durch die steigenden Löhne, die sich immer nur den vorigen, nicht den zukünftigen Dividenden anpassen können, und endlich durch die beispiellosen Preise der Rohstoffe. Darin liegt die größte Gefahr, weil die meisten Hütten und Fabriken, ohne in wüste Spekulationen zu gerathen, sich größere Vorräthe von Kupfer, Zink, Blei, Erzen, Hartgummi u. s. w. nicht lieferungsmäßig sichern konnten. Das eben so gierige wie unwissende Publikum kauft die Aktien von Kupferwerken oder Gummi-Fabriken, wenn die Preise der Rohstoffe steigen; es ahnt nicht, daß in Folge der Materialvertheuerung bereits mit Schaden gearbeitet wird. Bei Eisenerzen, dem Brot unserer Hütten-Industrie, spielen übrigens die Pläne des spanischen Finanzministers eine besondere Rolle. Er will zur Aufbesserung seines Budgets einen Ausfuhrzoll auf Erze legen und dieser Zoll wird von uns getragen werden müssen, da im ausländischen Erzhandel der Käufer den Verkäufer sucht. Schwedische Eisenerze sind übrigens jetzt zum ersten Male durch eine duisburger Rheberei auf dem Kanalwege nach Dortmund gebracht worden; die Strecke von 270 Kilometern wurde binnen vier Tagen ohne Betriebsstörung zurück-

gelegt. Es ist immer gut, auch in den Zeiten des Aufschwunges schon den unvermeidlichen Niedergang ins Auge zu fassen, und es giebt auch heute Großindustrielle, die sehr pessimistisch urtheilen; schon wird vom „Totentanz“ der Industrie gesprochen. An Beschäftigung wird es einstweilen ja nicht fehlen; was befürchtet und vorausgesagt wird, ist vielmehr ein Zurückgehen der Erträgnisse und vor Allem ein Zusammenbruch des gethürmten Kursgebäudes. Daß die Kurse übertrieben hoch sind, läßt sich auch nicht leugnen; der flüchtigste Blick in den Kurszettel lehrt es. Besonders kleinere Papiere haben erstaunliche Erhöhungen erfahren. So ist Stolberger Zinkhütte im letzten Vierteljahr um mehr als hundert Prozent gesteigert worden, und zwar nicht einmal, weil Zink so viel theurer geworden ist, sondern wegen einiger Kohlengruben, auf die die Hütte früher so wenig Werth legte, daß sie überhaupt in der Bilanz nicht figurirten. Lange war dieses Unternehmen in französischen Händen, hatte also die selbe Vorgeschichte wie so viele andere deutsche Montanwerke.

Das Publikum merkt noch immer nicht, daß es stets von Neuem das dupirte Opfer von Kartenkunststücken wird und daß dem Kauflustigen einfach bestimmte Papiere in die Hände gespielt werden. Man hat sicher geglaubt, daß die großen Kommissionbanken auf die Erweiterung der Engagements drücken würden. Aber seit dem Beginn des erleichterten Geldstandes war die Strenge zu Ende und unversehens war es möglich geworden, zur selben Zeit noch andere Aktiengattungen zu berücksichtigen. Als die Börse sich dann plötzlich Bankwerthen zuwandte und geheimnißvoll von glänzenden Geschäften der Handelsgesellschaft geredet wurde, meinten die Börsenberichte, daß der Spekulation ihre Engagements in Montanwerthen zu groß geworden seien; sie sei deshalb bestrebt, sich herauszuziehen, und werde sich den bisher vernachlässigten Bankaktien zuwenden. Das hat sich aber nicht bestätigt. Im Gegentheil: Diskontokommandit, Kreditaktien, Dresdener, Darmstädter Bank und vor Allem Handelsgesellschaft gingen in die Höhe, ohne daß Belsenkirchener oder Laura im Geringsten zurückgingen. Zu Gunsten von Bankaktien liegen heute schon wichtige Anhaltspunkte vor. Denn die ersten vier Monate des Jahres sind fast überall glänzend verlaufen; und wenn unsere ersten Banken mit großem Vöffel zugelangt haben, so sind die anderen, die mit kleineren Vöffeln schöpfen, doch auch nicht schlecht weggekommen. Die Aktionäre rechnen auch damit, daß, sobald die Tantiemen jetzt gesetzlich erst nach den Reversen und Abschreibungen fixirt werden, kein Verwaltungsrath ein Interesse mehr daran haben kann, daß die Erträgnisse nicht voll ausgeschüttet werden. Auf die notwendigen stillen Reserven — beispielsweise bei der Deutschen Bank — hat Das freilich keinen Einfluß. Einen Triumph hat unser Bankwesen bei der Auszahlung der 20 Millionen Dollars gefeiert, die die Union an Spanien zu zahlen hatte. Trotzdem die ganze Summe an den französischen Vorkäufer überwiesen worden war und trotzdem der Crédit Lyonnais eine Filiale in Madrid hat, war die Deutsche Bank in der Lage, dem spanischen Staat die billigsten Bedingungen zu stellen. Da ein großer Theil des Geldes wahrscheinlich in London und Paris für den Coupöndienst zur Verfügung bleiben muß, wird die Deutsche Bank vermuthlich mit Wechseln auf London und Paris gezahlt haben, hat also anscheinend mehr davon in ihrem Portefeuille gehabt als der Crédit Lyonnais. Spötter haben gefragt, wie viel unter den bekannten spanischen Verhältnissen von dem Millionenjagen an fremden Händen hängen geblieben sein mag.

Das könnte man auch bei manchen Gründungen fragen, vor Allem da, wo die Belgier uns oder den Engländern in Rußland den Rang ablaufen. Oft handelt es sich nur darum, wer zuerst den Ruch zu Trinkgeldern in großem Stil findet. Jedenfalls ist unseren Banken und selbst solchen, die etwas zurückgeblieben sind — wie etwa die Diskontogesellschaft —, eine Universalität nachzuzüchten, die anderswo kaum erreicht wird. Das danken sie aber weniger der Initiative ihrer Direktoren als der gewaltigen Entwicklung der deutschen Technik. Selbst Herr Direktor Siemens wäre es ohne seine nahe Verwandtschaft mit ersten Großindustriellen kaum gelungen, Bank- und Fabrikwesen so eng zu verbänden. Uebrigens dauert das gespannte Verhältniß zwischen den übrigen Banken und der Deutschen Bank noch immer fort: die angeblich unkollegialische Uebernahme der dreiprozentigen Anleihe wird nicht so schnell vergessen. Dr. Siemens soll sich gewisse Rücksichtslosigkeiten jetzt sogar noch leichter erlauben können, da er sich mehr als früher durch Beschlüsse seiner Kollegen gedeckt sieht und persönlich weniger hervortreten genöthigt ist. Die Deutsche Bank und ihre Konfortialfreunde müssen übrigens noch gewaltige Posten der neuen Anleihen auf Lager haben. Deutsche Renten werden noch immer vor den Ausgaben des Publikums recht mangelhaft geschäft. So fiel kürzlich in Leipzig die neue sächsische Rente wegen der Auflösung des Garantie-Konfortiums um nicht weniger als anderthalb Prozent. Was soll dann erst in Kriegzeiten werden, wenn solche Schwankungen im tiefsten Frieden und inmitten eines allgemeinen Aufschwunges an einer Börse möglich sind, die telegraphisch und telephonisch jeden Augenblick mit Berlin verkehren kann?

Neu ist das Auftreten von Konfortien in der Art, wie jetzt die jungen Aktien mancher Großbanken dem Publikum zugänglich gemacht werden. So hatte die Berliner Handelsgesellschaft ihr Kapital von 80 auf 90 Millionen zu bringen; statt nun aber den Aktionären diese zehn Millionen zur Verfügung zu stellen, überließ sie den ganzen Betrag einem Garantie-Konfortium zu einem Kurs, der keinesfalls höher als 140 Prozent, sondern eher niedriger war. Das Konfortium war nur verpflichtet, den Aktionären 8 Millionen zu 140 anzubieten. Man kann danach den Gewinn des Garantie-Konfortiums ungefähr berechnen. Auf zwei Millionen dem Zwischenkurs von 140 bis 165 Prozent, wie er wirklich war, = 500 000 Mark. Ferner für etwa eine Million Mark Aktien, die von den alten Aktionären nicht verlangt wurden, weil sie, wie üblich, die betreffende Bekanntmachung nicht gelesen haben, = 250 000 Mark. Endlich dürfte der Uebernahmefurs für das Konfortium nicht 140, sondern nur 137 gewesen sein, was auf die 10 Millionen noch 300 000 Mark ausmacht. Im Ganzen also ein Konfortialgewinn von ca. 1 050 000 Mark. An dieser Berechnung werden die Offiziellen im Kleinen Manches berichtigen können; die Summe wird aber wohl so ziemlich stimmen. Einen ähnlichen Nutzen hat die Diskontogesellschaft bei der Ausgabe der jungen Aktien ihren Konfortialfreunden zugewandt. Das Kapital wurde von 115 auf 130 Millionen erhöht und es war rechnerisch allerdings nicht möglich, das Bezugsrecht von den alten voll auf die neuen Aktien überzuleiten. Doch wurden nur $14\frac{3}{4}$ Millionen zu 160 den Aktionären zur Verfügung gestellt, während die übrigen $\frac{1}{2}$ dem Garantie-Konfortium blieben, das dabei einen Zwischengewinn bis zur Höhe von 150 000 Mark erzielen konnte. Außerdem waren

aber die 15 Millionen zu 157 dem Consortium gegeben worden, das also bei Ausübung des Bezugsrechtes an die alten Aktionäre zu 160 einen Zwischengewinn von 450 000 Mark hatte. Dazu kommen noch für ungefähr eine halbe Million Mark Aktien, die nicht bezogen wurden, = 112 000 Mark bei der Kursdifferenz zwischen 160 und 185. Also im Ganzen ein Gewinn von 718 000 Mark. Warum konnte aber die Diskontogesellschaft kein Syndikat finden, das die neuen Aktien so übernahm, wie sie sie anzubieten hätte? Dabei wäre noch immer ein hübscher Profit geblieben, während das Risiko gleich Null ist; denn das Bezugsrecht wird bei Diskontokommandit oder Handelsgesellschaft ganz glatt in acht Tagen ausgeübt. Der Schaaffhausensche Bankverein machte es anders: er übergab seine 25 Millionen Mark neuer Aktien einem Consortium, das für seine Garantie nur den Rest der Aktien erhielt, die, wie ich schon erwähnte, die alten Aktionäre nicht nahmen. Auch die viel größeren Banken hätten einen besseren Schutz ihrer Aktionäre zu erreichen vermocht. Bei den Garantie-Consortien für Industriepapiere besteht allerdings ein Risiko, wie mir scheint; denn trotz dem angeblichen Andrang des Publikums sind solche Emissionen selten schnell unterzubringen.

Der Schweizer Markt ist wieder lebendig geworden; einheimische Käufe haben da die Kurse in die Höhe getrieben. Ueber die Reisen, die Herr Professor von Salis zwischen Berlin, Bern und Paris unternahm, habe ich Ermittlungen angestellt; es scheint, daß dieser Name in den Zeitungen doch über Gebühr in den Vordergrund gerückt wird. Nach dem Tode Guyer-Zellers erschien Herr Wendelsjohn-Bartholgy von der Firma Warschauer als Verwaltungsrath der Nord-Ostbahn zuerst in Zürich, um die Versöhnung mit der mächtigen Schweizer Kreditanstalt anzubahnen. Diese alte Klirrie der Nord-Ostbahn war von Guyer-Zeller gewaltthätig zurückgestoßen worden; da die Feindschaft zwischen dem Bund und Guyer-Zellers Bahnen nun beendet ist, giebt es für persönliche Verhandlungen wieder ein freies Feld. Bleichröders Beitritt bedeutet eine Stärkung der Kapitalmacht. Natürlich erkannte man sofort, daß es wichtig ist, die Aktienposten zusammenzuhalten; mir wird erzählt, daß eine der schweizer Trust-Gesellschaften, die unter der Kontrolle der zürcher Kreditanstalt steht, den gesammten Aktienbesitz Guyer-Zellers, der noch immer bei etwa 40 Banken lombardirt ist, aufnehmen wird. Zu diesem Zweck werden Aktien und Obligationen dieser Gesellschaft vermehrt; die Aktien übernimmt das Consortium, die Obligationen kommen zur Emission. Die Schweizer Kreditanstalt soll dafür von dem über Paris hinausgehenden Verkaufspreis der Nord-Ostbahn einen Gewinnantheil erhalten. Bei der pariser Reise des Herrn von Salis handelte es sich nur um die Geldbeschaffung für die neuen 15½ Millionen Franc. Nord-Ost-Prioritäten, die als gut fundirt auch bei den Franzosen wohl anzubringen sein dürften. Die neuen Großmächte haben die Zweifelsneidigkeit des dem Bunde günstigen Gerichts-erkenntnisses erkannt. Der Staat hat sich um die Obligationen nicht zu kümmern und muß ein sehr viel größeres Kapital zurückzahlen; er hat im vorigen Jahre den Bahnen gekündigt, muß also im Jahre 1903 unbedingt ablösen. An diesen Vorbereitungen wird sich die deutsche Hochfinanz sicher nicht beteiligen, wenn der Bund in seiner abweisenden Haltung verharret. Auch eine andere Hoffnung wird trügen: der Crédit Lyonnais wird sehr zurückhaltend bleiben müssen, wenn er nicht ein ungeheures Engagement eingehen will. Pluto.